BUCH DER TOTEN

[illegible]

RV

XXI

Das Buch der Toten wurde im Frühjahr 1919 von der Hof=Buch= und =Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar gedruckt und von der Buchbinderei Lüttich in Weimar gebunden. Es besteht außer einer einfachen Ausgabe von 1400 Exemplaren eine beschränkte Anzahl auf hand=geschöpftes Bütten mit der Hand abgezogener Stücke, von denen 125 für den Handel bestimmt sind.

Der Holzschnitt von Franz Marc wurde für Nr. 1—25 der Vorzugs=Ausgabe durch Heinrich Campendonk mit der Hand vom Stock auf Japan=Papier abgezogen, für Nr. 26—125 in der Tiegel=presse auf das Bütten und in der einfachen Ausgabe auf das Papier des Buches vom Zinkabguß gedruckt.

Die Radierung von Walter Gramatté wurde durch A. Ruckenbrod=Berlin für Nr. 1—25 der Vorzugs=Ausgabe unter Aufsicht des Künstlers von der unverstählten Platte auf Japan=Papier, für Nr. 26—125 von der verstählten Platte auf das Bütten des Buches gedruckt.

Alle Rechte, besonders die der Übersetzung, sind vom Verlag vorbehalten.
Amerik. Copyright 1919 by Roland=Verlag / München=Pasing.

BUCH DER TOTEN

HERAUSGEGEBEN VON

WOLF PRZYGODE

ERSTER SONDERDRUCK DER DICHTUNG
ROLAND-VERLAG/MÜNCHEN
1919

Rare Book
PT
1174
.P79
folio

DEN TOTEN

WALTER GRAMATTÉ: AUFSCHREI

XXI/XXV

Walter Gramatté '18

Hermann Kasack: Elegie
Adolf von Hatzfeld: Die letzte Nacht
Kurt Heynicke: Hernach
Max Herrmann: Erinnerung

Elegie

Ihr Klagenden. Gewaltig ragt der Traum,
Den ihr erschuft, aus sprödem Grau
In immer rötlichere Wolken.
Gewaltig, und von jedem Blitz zerfetzt,
Von jedem Stern befallen;
Und spitzer, so die Wolke sanft sich neiget.
Hinüberschwebend schon zu leichten
Dem Chaos tief=entrückten Brücken,
Wölbt sich Gesang,
Daß sich die fernen Horizonte schließen
Zur blauen Wiese euerer Fremdlingschaft.

Sturz war. Und es geschah, daß euere Stirn,
Von blutigem Mohn beschworen,
Verscholl. Und alles ward zu Sturz.
Ach: euere Hände können nicht mehr lächeln . .

Oh! Alles stürzt. Und nur das Meer ist ewig:
Da zur Unendlichkeit sich seine Wasser ründen,
Und an die Insel schlagen; wie der Vogel,
Der einsame, die Flügel schlägt, und klagt.

Du Vogel, der du nahe bist, und immer,
Wie ist dein Herz von Trauer fast zerrissen,
Der du den Wahnsinnsschrei nicht stößt,
Und nur zur Nacht am langen Klagen stirbst —:
Oh: einmal wurdest du aus allen Tiefen
Der Liebe in die Himmel hin=geschleudert,
Und schon entfällt das Gold deinem Gefieder,
Und deine braune Sehnsucht ist schon welk.

Und es geschah. Ihr Klagenden:
Hinan warft ihr das Herz, hinan,
Bis es der Mond auffing, und leise
In sich verbarg.

Ihr Klagenden:
Erstarrung schlug in eueren Schrei,
Der Strömen war, und nichts als Strömen;
Doch eh die Flöte noch den Mund verließ,
Zerbrach das Rohr.

Ihr Klagenden. Die ihr die Welt euch zugetrunken —
Und immer war in euerem Blühen schon
Der harte Herbst.

Oh Herbst der Liebe. Herbst des Abschieds.
Oh Herbst des letzten Liedes. Immer-Herbst.

Aus Flug und Sturz gestaltet sich das Leben,
Das Wort verstummt, das Glas des Herzens springt.
Aus Wolken flackert noch das Rot des Traums;
Der Vogel stirbt geduldig an der Nacht.
Der Gipfel Einsamkeit fällt langsam
In sich zusammen. Langsam steigt
Der Dunst des Jahrs herauf.
Es ist, als hätten wir einmal im Schlaf geklagt.
Nun aber, wie ein seltener Schein des Herbstes,
Befällt es unser Herz. Es ist,
Als wüchse es heran, zu dem,
Das in euch die Verklärung löste.

Hermann Kasack

Die letzte Nacht

Jetzt, da ich zehn Jahrtausende durchwacht,
Empfängt mich endlich meine letzte Nacht.
Es rauscht ein Meer. Das Land ist warm und weit.
Der Wind ist nur ein Hauch der Ewigkeit.
Es kreist ein Mond geheimnisvoll nach oben.
Er hat sich sanft aus meinem Herzen losgehoben.
Jetzt, da ich zehn Jahrtausende vollbracht,
Ist mir der Sinn nur Schlaf und dunkle Nacht.
Die Zeit, die ging, ist dunkel wie die Nacht.
Sie fiel ins Meer. Ein tiefes Wort, das kam,
Ist tiefster Trug und angefüllt von Scham.
Die Zeit, die war, ist Schweigen und mein Blut.
Ich gehe hin zu Gott, zu dem, der in mir ruht.
Ich wache in des Weltalls Atem diese Nacht
Und werde wieder Acker, draus mich Gott gemacht.
Ich höre, wie die Sonne rast zum Rand der Nacht.
Da fangen viele Sonnen an, aus mir sich loszuheben
Und kreisen leicht aus meinem letzten Leben.
Es wächst ein großer Schein auf allen Wegen,
Und zu der Erde spreche ich den letzten Segen:

»O Erde, Erde, die du trankst mein Blut,
Wie warst du voller Süße und wie gut,
Daß du mich mit den Händen an die Pole angeschlagen,
Daß ich dich wie ein Kreuz durchs Leben mußte tragen.
Ich war dein Acker, du Erde, du pflügtest ihn gut.
Aus allen Poren erschoß mein Blut.
Jahrtausende rollten, zerrissen das Herz in der Brust,
Zerrissen die Liebe, die Qual, den Stolz und die Lust,
Bis ich um deines Erdinnern Feuer gewußt,
Bis ich den großen Planeten in Liebe umpreßt.
Noch über mein letztes Sterben halt ich dich fest.
So nehmt, ihr springenden Bäche, aus mir euren Lauf.
Es blühen aus meinem Blute alle Blumen auf.
Ich grüne und dufte aus jedem Rosenstrauch
Und bin die Frucht im goldenen Sonnenrauch,
Ich bin das Eine, das All, bin Tod und Geburt.
O sing meinen Dank, du kleine Hummel, die surrt,
Umfliege dankend die Erde, die mich getragen hat.
Sieh, meine Seele ist müde wie herbstliches Blatt.
Gesegnet seist du Welt, gesegnet jeder Strauch,
In dem jetzt Gott verbrennt im roten Rauch.«

Adolf von Hatzfeld

Erinnerung

In Deinem Garten darf ich nie mehr gehen
Und nie mehr Früchte vom Spaliere brechen,
Nie Abends, wenn die Winde wärmer wehen,
In Deiner Laube leise mit Dir sprechen.

Im Fell des Windspiels wühlten meine Hände;
Wie Glöckchen glitten Töne aus dem blauen
Schweigen der Sommernacht. Und wie durch Wände
Erblickten wir das Schlummern unsrer Frauen.

Und wir verstummten. Wie Du jetzt für immer
Stumm bist. — Als Dir der Tod die Lippen bleichte,
Erhaschtest Du noch einmal einen Schimmer
Von allem, was uns einst der Sommer reichte?

Oder war ich schon tot in Deinem Leben?
Und durfte Fremdes, Spreu, Deinem Ermatten
Mehr vom Gefühl des Seins zuletzt noch geben,
Und ich bin abgeschiedner als Dein Schatten?

Max Herrmann

Hernach

Schlafen . . .
Schlaf ist süß wie der Tod.
Meine Brüder,
Die Fackel senkte zu früh ihre Flamme,
Die Erde dunkelt,
Nacht hebt weinend die zitternden Hände —
Menschen sind finsterer als die Nacht . . .

Erde,
Was lächelst Du tiefer als der Tod?
Gütige Mutter,
Du tötest den Schmerz —
Singt nicht ein Vogel bei Tag im Baum?
O Traum . . .

Erde,
Du hängst schwer an der gewaltigen Seele.
Sterne,
Erbraust!
Licht Gottes,
Grausame Ferne,
Fliegen die Seelen Euere Straße entlang?

Menschen,
Ihr tötet das Licht.
Vielleicht lächelt Gott bald ein Morgenrot
Und faltet voll Mitleid die unendlichen Hände.
Euere Fackeln aber, Brüder,
Sind erloschen im Sturm . . .

Schlafen.
Schlafen ist süß wie der Tod.

Kurt Heynicke

FRANZ MARC: TIGER

PETER BAUM
GUSTAV SACK
ALFRED LICHTENSTEIN
ERNST WILHELM LOTZ
ERNST STADLER
GEORG TRAKL

PETER BAUM

Am Beginn des Krieges stand ein Regenbogen.
Vögel schwarz vor grauen Wolken schnitten Kreise.
Silbern glänzten Tauben, wenn auf ihrer runden Reise
Sie durch einen schmalen Streifen Sonne bogen.

Schlacht grenzt hart an Schlacht. Sie himmlisch logen.
Viele Reihn geklaffter Stirnen grausen.
Oft kracht der Granaten Kopf,
Wenn sie schon schwänzelnd leiser sausen.
Immer wachsen der Granaten Wehebogen.

Harrend zwischen Tod und Friedensbogen,
Fester krampfen sie den Lauf, das Heim zu schützen,
Speien auf den Feind, sich wankend stützen,
Über Hügel stürzend, Meereswogen,
Schwanken sie heran, vom Tod magnetisch angezogen.

Nun da wir endlich nahen dir, o Tod,
Sind unsre Augen vor dir trüb und rot,
Dir abgekehrt, selbst im Granatendunkel,
Ganz ohne Neugier auf dein Lichtgefunkel.
Sie haben singend Graun um dich getragen,
All deine Spiegel sind schwarz ausgeschlagen.
So suchen wir den kleinen Freuden nach,
Erinnrungssang hält uns dem Leben wach.
Nur manchmal wir versunken lächelnd unken:
»Vielleicht sind wir noch einmal springende Funken,
Fische im Netz, das noch im Meer versunken.«

Kyland

Das Gemach, in dem er am Leibe der Mutter zu ihr aufwuchs, war so niedrig, daß der Vater dort nur geneigten Hauptes stand. So verflochten ihn die Augen des Knaben in die leuchtenden Webereien an den Wänden und sahen ihn als Gott; bald stand er vor ihm im Gemach, bald sah er ihn über einen Baum, dessen Wipfel sich schon zur menschlichen Stirn rundete, aufglättete, über einen Stein, dessen Bart sproßte, auch über eine Quelle die Hand legen. Langsam schwebte sie den aufsteigenden Fingern mit zu ihm hochsteigenden Brüsten nach.

Das Gemach grenzte an die grünen Säulen des Hofes, der blau überwölbt war über dem Fallen des Brunnens. Im flüssigen Tönen bewegten sich für den Knaben die Figuren an den Wänden. An der einen Wand waren sich weitende Segel auf rückwärtsrollenden Wellen, die dem Gemache Raum gaben, ebenso wie an der linken Wand die durch die Luft sich überschlagenden Leiber. Der eine oder der andere sank schon geschmeidig mit den Schenkeln über die Rücken sich bäumender Pferde. Er mochte seither bis ins Alter mit Inbrunst diesen Laut des Wassers; vielleicht keimte seltsamer Weise daraus auch seine Liebe zu seinen regungslosen Flächen und den sturmtragenden Wellen.

Aus dem von der Ampel überglommenen Gemach trat der Knabe Plao in die Säulen des Hofes, den die Gemächer umgaben, und durch ein niedriges Tor nur an etwas größerer Hand seiner Mutter in die geordnete Wildnis des Gartens. Die Wege entlang schweiften die Schlinggewebe und Kelche hebenden Bäume zur schwindelnden Höhe.

Plaos Vater war ein Enkel des letzten Königs von Kyland. Am Jahrestage seiner Ermordung wurde das große Fest der Befreiung des Vaterlandes gefeiert, an dem man sein Rundbild bekränzte, es die Gesänge der Dichter vor der Menge umjubelten und umklagten.

Sein Verhängnis war, daß seine Eitelkeit ihn trieb, seine Schriften in der Volksschrift zu schreiben und durch seine fleißigen Schreiber verbreiten zu lassen. Bis dahin war es immer schon Sitte, daß ein König ein ersonnenes Lied oder ein Götterspiel vor der Menge tönen und reigen ließ. Es gab Dichter, die mit dem Namen eines verstorbenen Königs ihre beschriebenen Tafeln fälschten und gerne im Dunkel blieben, damit ihr Werk Beifall fand. Aber es gab Gedanken und Kenntnisse, die die Könige, die obersten Krieger und Priester am besten nur in der Priesterschrift aufzeichneten.

Der getötete König war nicht nur ein schwermütiger Dichter und wissender Pflanzen- und Tierfreund. Seine Neugier trieb ihn dazu, die Sitten vieler Völker zu sammeln. Einst, in einem andern Erdstrich, waren die Frauen ebenso wie bei den umliegenden Völkern wohlverborgene Geheimnisse. Sie wurden viel besungen und

selten gesehn, bis Kylands Bewohner auf die Wanderrundfahrt zogen und, nachdem sie viele Völker überfallen hatten, hier blieben. Der Rest der Eingeborenen, die nicht das Schwert vertilgte, blieb im Lande wohnen. Es war ein Zaubervolk gewesen, und sie wurden — als Sklaven — Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen. Eine gewisse abergläubische Furcht umgab noch einige von ihnen, die durch die milde Sklaverei nicht beschwichtigt wurden und stille brüteten. Die Dichter besangen seither aber die leicht zugänglichen Schönen, bei denen man daran gedacht hatte, sie zu verbergen. Sie saßen gerne umschlungen mit ihnen unter schattendem Dickichtgezweig eines Baumes, Blumen im Haar und die begeisternde Schale an beider Munde.

Als der vom Volk getötete König zur Herrschaft kam, erhob er die Tochter des einstigen Königs zur Gemahlin. Bald darauf befahl er, daß die einstigen Vornehmen des Landes den Untertanen gleichgeachtet seien. Nur verbot er die Heirat der beiden Völker untereinander, weil die Götter lehren, daß das Blut zweier Völker, der weißen und der braunen Haut, in einem Menschen nicht zu gleichen Zielen fliegt und den Menschen zum segel- und ruderlos schwankenden Schiff macht. Die sich blähenden Flügel des Schiffes waren eine Erfindung der Kyer. Sie wurde später wieder vergeesen.

Nur sein heiliges Königsblut mag sich immer dem fremden gesellen, denn es bleibt das Gebietende und schleudert das Dienende mit sich fort, ebenso wie der Gott mit seinen vielen Händen auf seinem Fluge die Sterne vor sich her schleudert.

Das war die Lehre des Königs, die er dem murrenden Volke durch seine Priester verkünden ließ. Doch hatte es mehrere Jahre gedauert, ehe man sich beruhigte. In den wenigen Jahren verwandelten sich die Sitten und Anschauungen des Volkes. Durch den Umgang mit Frauen, die in ihren Augen unberührbar waren, entstand bei den leicht schwärmerisch ausschweifenden Kyern eine Frauenverehrung, unter der die leicht zugänglichen Töchter, die unten blieben, tief im Ansehn sanken. Man unterschied unter der hohen und flachen Liebe und man verachtete die kleinen Dirnen, wenn man sie auch immer noch gern besang.

Als der König befahl, daß von nun an die Frauen des Kylands überall an den Gesprächen der Männer teilhaben und öffentlich erscheinen durften, erregte es nur Beifall. Man war für diese Änderung reif geworden.

Bis zur Herrschaft dieses Königs waren die Handwerker bei den Kyleuten wenig geachtet, fast als Sklaven angesehn. Waffenübungen, Nachdenken, Forschen und Singen war eines Mannes würdige Beschäftigung. Wer Bildwerke schuf, mußte mühsam mit der Hand arbeiten. Wenn auch sein Geist im Holze tätig ist, seine Hand wurde ungeschlacht breit, und die Kyer waren ein Volk von Vornehmen. König Viro erhob die ausgezeichnetsten Rundbildner zu seinem täglichen Umgang, was einen Glanz auf den ganzen Stand warf.

Er war immer leicht bewegt von dem Winde der Worte, und sein Auge suchte immer den Klang alles durch Menschengeist mit der Hand Gestalteten. Die Rundbildner waren bald fast den verehrten Malern gleich in der Meinung der Kyer. Er war ein Liebhaber der Frauen und wollte sie, wie die Falter, immer in der Freiheit sehen.

Das Volk war zuerst stolz auf ihn, als er beim Besteigen des Thrones »das Zwielicht in den Zweigen des Kastierbaumes« vortrug. Er war damals sofort ein gefeierter Dichter.

Er hatte das Kopfschütteln und den Zorn der Priester geweckt, als er die geheimen Schriften über Gott und die Götter unter die Menge warf, die nur die bunten Bilder am Saume des Vorhangs, der ihn ins Dunkel verbarg, ergötzen durften.

Als Gott müde wurde und sich des Herumtollens mit den Silberbällen am Himmel schämte, ließ er sich auf eine Schneewolke, die sich am Ufer des Blaus wölbte, nieder, und im Betrachten der Krystallgebilde ging ihm die Mathematik auf. Da war es, als er lauter Kreise und Ellipsen am Himmel aufzeichnete und den Sternen ihre Bahn berechnete.

Als er sich dann nach tausend Jahren wieder im Blau spiegelte, sah er, daß er die vieltausend Arme bis auf zwei verloren hatte und nur noch ein Haupt trug. Und im Betrachten seines Antlitzes entdeckte er die Schönheit. Ihn quälte seitdem das vielgestaltige Göttergewimmel, das er am Rande des Weltalls geschaffen hatte, und das er nicht mehr vertilgen konnte. Und er stieg zur Erde nieder, um den Menschen aus dem Wirrwarr der Pflanzen, Tiere und aller der unvollkommenen Formen zu erlösen. Damals sagte man, daß er sein Volk mit dem Tau des Himmels tränke.

Aber er grub mit dem Eisen seinen Untergang in die Holztafel, als er die Sitten verschiedener Völker aufzeichnete.

Priesterschüler zogen schon immer auf die Wanderschaft, und was sie berichteten, wenn sie wiederkamen, wurde von den Priestern aufbewahrt. Nur ein Teil der Berichte wurde unter dem Volke verbreitet.

Die Kyer sagten von sich, daß sie das einzige Volk mit Wißbegierde seien. Auch seien sie das Volk, dem kein Aberglauben den Blick verfinstere. Die Dichtungen anderer Völker sind nicht wert gesungen zu werden. Die Kyer waren ein Volk von großem Selbstbewußtsein. Besonders rühmten sie sich, auch anderen Völkern gegenüber, die sie besiegt hatten, menschlich zu empfinden; und wenn sie auch einige Städte mit allen Bewohnern vertilgt hatten, so geschah es nur in weiser Voraussicht, um keinen Haß in der Nähe neu aufwachsen zu lassen; sie taten es mit freudlosem Bedauern, sagten sie von sich.

Die Kyer lasen die Berichte ihrer Landsgenossen, nicht ohne an manchem zu zweifeln. Sie lächelten, wenn sie den Wanderer bei einer Erfindung zu ertappen

glaubten, denn jeder von ihnen log gerne ein wenig zur Unterhaltung der anderen.
So las man gläubig von dem Lande der Gesichtskäfer, deren Menschenantlitz furchtbar aus den Panzerflügeln drohte. Blutlose Lippen zwischen weißen Wangen lagen unter den zornigen Nasenflügeln, aus denen sie Giftpfeile in solcher Schnel- ligkeit hintereinander schnaubten, daß sie in einem Augenblicke ein ganzes Heer zu Boden röcheln machten. Dann fallen sie auf die Leichen nieder, die unter dem Atem ihrer Mäuler schmelzen, wie der Schnee der Berge, den man zu Tale trägt. Sie sind ebenso unruhig wie boshaft in beständiger Wanderschaft und wohnen in den durch sie von Menschen entleerten und durchhöhlten Städten.
Ärgerlich lachten sie aber, als ihrer Gutgläubigkeit zugemutet wurde, an Fische zu glauben, die mit flügelartigen Flossen über das Wasser schweben, und an sprin- gende Tiere mit kurzen Vorderbeinen, die in einem am Bauch angewachsenen Sack ihre Jungen trügen, ebenso wie die Frauen der Batier ihre Kinder in von ihnen gefertigtem Sack über dem Rücken. Diese Erzählungen schmeckten so deutlich nach witziger Erfindung, daß sie unmöglich wahr sein könnten.
Das Buch des Königs über die Sitten der vielen Völker war lange beliebt, und man erzählte den Kindern daraus, denn das Wissen muß früh eingepflanzt wer- den, damit die Liebe zu ihm mit dem Körper groß wird.
Von dem Volk, dessen Königskinder man in Sturmnächten in die Spitze von schlanken, hin- und herwankenden Türmen trug, um dort zu Kraft und Mut in den Schlaf gewiegt zu werden, und die von Tigerammen gesäugt wurden, und von den Taten dieser Kinder wurde im Gesangston berichtet. Was gut gesungen war, wurde dem Streite über Wahrheit und Lüge in goldene Wolken enthoben. Es war unziemlich, daran zu mäkeln.
Das Verhängnis des Königs war, daß er einige fremde Staatsformen überaus pries und über die in Kyland erhob. Zuerst war man darüber verdutzt, daß ihr eigener König nicht von der Überlegenheit der Form überzeugt war, unter der sie so viele Völker unterworfen hatten und das herrlichste Volk der Erde geworden waren. Dann glaubte man zu begreifen, daß es ihm gefiel, ein verstelltes Antlitz zu zeigen, und sein Lob maskierter Hohn sei. Man lachte Beifall, und da der König zu allem schwieg, interessierte man sich bald wieder für anderes, bis ein wandernder Vor- leser die Kapitel vom Volk der Weisen an allen Orten der drei Städte Kylands vortrug.
Es war ein Staat, der von einem alle drei Jahre neu gewählten Kreis geleitet wurde. Dem gehörten zwei Jünglinge, drei Männer und fünf Greise an. Die Pläne der so ausgezeichneten Jünglinge wurden von den Männern geprüft, erweitert und ihren beigesellt; und es geschah nichts, das nicht die Greise gutgeheißen hatten. Immer wieder unterbrach sich in der Schilderung dieses Gemeinwesens der König und

pries es als das vollkommenste der Erde. Das Volk der Kyer wurde nach und nach von dem Lobe mit fortgerissen und schickte eine Abordnung an den König. Es verlangte stürmisch, der gleichen Vollkommenheit zugeführt zu werden. Der König, der seine Schrift schon beinahe vergessen hatte, war empört über sein undankbares Volk, das sein Geschlecht von Ruhm zu Ruhm geführt hatte. Vor einer großen Versammlung beteuerte er, daß sein Volk von dem Geist der Götter, der auf ihn und die Priester herabstieg, selbst geleitet werde, und er begann, in wütende Schmähungen gegen das undankbare auszubrechen.
Da traf ihn ein Pfeilschuß. Er sank mit ausgebreiteten Armen zu Boden.
Die Menge brach gleich darauf in Klagen aus und hielt sein Andenken in hohen Ehren. Aber das Königtum war am Tage seiner Ermordung auch tot.

Plaos Mutter war eine Tochter des Königs von der Insel Larini, des durch die Keuschheit seiner Frauen bekannten Reiches. Sein Vater holte sie von dort, und der König, der glaubte, daß sein Geschlecht noch den Reif, den er um die Stirne hatte, mit Recht trage, gab sie ihm gern. Hatte doch der frühere König von Kyland auf seinen Zügen bei seinem Vorfahr Rast gemacht.
Plaos Mutter murrte nicht, daß sie keine Königin wurde. Sie war dem Manne, dem sie ihr Vater gegeben hatte, vollkommen ergeben, ebenso wie dem Gott ihres Landes, dessen Gesetz der Frau Gehorsam gebot. Auch als der König nach der Geburt des Knaben seine Liebe einer der Vornehmen des unterworfenen Landes von der Allzugefälligen zuwandte, trug sie ihren Gram stille.
Sie ritt mit ihrem Sohne auf einem Elefanten manchmal ins Gebirge. Geleitet wurde er von einem Diener, den sie mitgebracht hatte. In der Elefantenkammer war sie durch den vordrohenden Rüssel sicher vor den wilden Tieren. Als der Lenker mit dem Stachel auf das Tier einschlug, wollte der Knabe weinend, daß er aufhöre. Sie aber sagte beschwichtigend: »Er bekommt ja auch zu essen, so mag er gehorchen. Bekommt er sein Recht, so tue er auch seine Pflicht.«
Plaos Vater, der bei seiner Geliebten über die Gefügigkeit seiner Gemahlin zuerst gespottet hatte, wurde durch den immer liebevollen Blick ins Innerste getroffen, und er sagte überall, daß die selbstlose Liebesfähigkeit der Frauen die Männer beschäme.
Die Änderung seiner Gefühle gegen sie begann, als sie ihm gut riet. War er auch nicht König von Kyland, so war er doch noch der Erste im Lande und im Kriege der Führer. Sie riet ihm, den Feind, dessen Kampfesweise in langen Linien vorzustürmen man gehört hatte, in Gruben, die mit dünnen Stäben und dann mit Erde zugedeckt werden, fallen zu lassen. »Von eurem den Feind lockenden sichtbaren Heer muß die Hälfte mindestens dicht vor den Gruben in Erdhöhlen lugen, um über die durch Verblüffung Wehrlosen herzustürzen.«

Gruben zu graben hatte ihr Volk für die Jagd erfunden. Die Kyer waren einst mehr auf dem Wasser als auf dem Lande gewesen.
Er lachte sehr über ihre Schlauheit und fragte, ob sie solch tückische Kampfart schön finde. Sie erwiderte lächelnd: »Wer den Feind schont, wendet sein Schwert gegen sein Volk.« Nur die Liebe zu ihm habe ihr diese List eingegeben, als sie sich in der Nacht über die ihm bevorstehende Gefahr grämte. Er schloß sie darauf in seine Arme und sagte: »Ihr Frauen und Männer von Kyland seid schrecklich. Die Weiber, die mit fremden Männern scherzen, sind schamlos. Die Götter werden euch strafen.«
Als er als Sieger zurückkehrte, hallte, als er den Hof betrat, schon sein Ruf nach ihr. Sie trat ihm mit niedergeschlagenen Lidern und vor Freude schwerem Atem an der Tür entgegen. Er hob sie auf seine Arme und trug sie mit sich fort.
Seit dem Tage war Plao nachher der Pflege einer Dienerin übergeben, deren Worte in der Dunkelheit seine Sehnsucht und den Gram nach seiner Mutter übertäubten. Die junge Sklavin aus dem überwundenen Volke sprach allerhand Zeug, den durch die Kylehre verdrängten Aberglauben ihrer Leute. Durch sie erlernte der Knabe die Furcht vor dem Tode. Sie erzählte von einem Jüngling der Kyer, der sie so geliebt hätte, daß er sie zur Gemahlin nehmen wollte.
»Sein eigener Vater stieß ihn deshalb nieder.«
»War er so bösartig?«
»Nein, er wollte aber keinen Sohn mit niedriger Gesinnung haben.«
»Mit niedriger Gesinnung? Wie meinst du das?«
»Er wollte eine Niedrige zu seinesgleichen machen. Ich war voller Freude. Aber es war nicht recht. Seit er tot ist, stellt er mir nach.«
»Was tut er?«
»Er sucht mich zu fangen und zu essen.«
Der Knabe ließ den Schrei in der Kehle.
»Ja, die Verstorbenen sind sehr böse, weil sie nicht mehr am Leben sind. Sie sind neidisch auf uns. Selbst eine Mutter stellt ihrem Kinde Schlingen.«
Solche und ähnliche Worte waren ein Same, aus dem der Baum seiner Todesfurcht hochstieg, der seitdem oft unversehens in seine Träume bei Schlaf und Wachen hineinrauschte. Den Tod fürchtete er seitdem im geheimen als eine grauenhafte Umkehrung alles dessen, was er bisher empfand.
Er stand oft vor den fliehenden Segeln an der Wand, die, wie er dämmerte, seinen Vater forttrugen zu neuem Ruhm.
Die Sklavin brachte auch bunte Tafeln mit. Es waren Bilder, vor denen er sich fürchtete. Ein Mann, dessen viele Arme und Köpfe gegen einander kämpften mit Fäusten und Zähnen. Sie sagte, daß es verdammte Götter seien, die ihre Väter umgebracht hätten.

Er erschrak, denn er selbst hatte sich oft vor dem Einschlafen befragt: wird mein Vater noch lange leben? Er nickte bejahend und war über diesen Orakelspruch beruhigt.

Dann hatte er Mitleid mit allen Menschen, die alle sterben müssen.

Dann saß er morgens geduldig auf seines Vaters Knien, um ihn auf der Erde festzuhalten. Oft hob ihn der Gott, sein Vater, in die Höhe, und er stand in der Luft ihm Auge in Auge gegenüber.

Er setzte ihn zu sich nieder und erklärte ihm, wie man ein Schiff baut, und wie die Segel gewendet werden.

Er hörte mit geschlossenen Augen den Klang der Stimme und fühlte sich mit den Händen gebunden. Dann und wann hörte er:

»Willst du noch weiter hören?«

Er nickte mit dem Kopf und hoffte die Täuschung des Zuhörens durchführen zu können und so seinem Vater bis zum Ende seiner Worte Freude zu machen.

Sein Vater sagte, indem er ihm das Spannen des Bogens lehrte, daß mit dem Segel und dem Pfeil alle Kostbarkeiten der Erde erreichbar wären.

Seit der Stunde übte Plao sich im Zielen.

Plaos Mutter meinte: Es ist ein Kind, das am liebsten allein spielt. Schade. Dabei litt er, wenn sie fort war; wenn sie ihn aber zwischen den hohen Bäumen schaukelte, hielt er nur still, weil er glaubte, daß es ihr Freude mache. Er saß gern auf dem schwankenden Brett und wiegte sich leise, indem er ihr Antlitz versunken betrachtete.

Sie trug ihr Haupt aufrecht mit gesenkten Lidern, nicht wie die Rundbilder der Götter zur Seite geneigt, wie er es jetzt auch hielt, in Betrachtung.

Er sah das Leben auch später, wie man Bilder ansieht. Er hörte aufmerksam zu, als sein Vater den Strich eines Malers lobte. Es war ein Bild, vor dem er mit seiner Mutter wohlriechende Kräuter opferte. Er bildete sich eine Zeitlang ein, der Maler zu sein.

Einmal zeigte er ihr eine durchgepauste Zeichnung und sagte, er habe sie nachgezeichnet. Sie brachte sie seinem Vater, und er hörte mit schamroten Wangen, wie er gelobt wurde.

Den nächsten Tag hörte er, wie sein Vater zur Mutter sagte: »Ich hätte ihm nicht die Geduld zugetraut. Auch dachte ich, er würde, wenn auch noch so ungeschickt, etwas hinzugefügt haben. Er ist doch ein Bilderkopf. Er ist besser, als er tut.«

Dann rief er ihn zu sich und sagte, er solle die Zeichnung noch einmal, aber etwas vergrößert machen.

Es war ein Glück für Plao, daß sein Vater nicht mehr darauf zurückkam. Daß er ein Bilderkopf war, ging ihm nach. Er schloß mehr noch als früher die Augen und ließ aus schwankenden Farben Gebilde auftauchen und verschwimmend sich wan-

deln. Manchmal aber faßte ihn dabei Entsetzen. Er dachte an die Grausenerzäh⸗
lungen der Sklavin. Zwischen Traumschlummer und Wachen stammelte er: »Wer⸗
det nicht rund!«
Als er einmal im Fieber zwischen lauter Gestalten krank lag, mischte sie aus Kräu⸗
tern ihrer Heimat einen Trank, den sie ihm einflößte, während er sich entsetzt
schreiend wehrte, worauf er sich nach und nach beruhigte. Nachts sagte er zur
Sklavin, daß eine Mutter ihrem Kinde nur Schlingen stellt, um es vorm Sturze in
den Sumpf zu schützen. Sie gab auch einer Frau, die die frühere Geliebte ihres
Mannes kannte, einen Beutel von Kräutern mit und schärfte ihr ein, wie sie ge⸗
mischt würden, um die heilende Wirkung zu haben.
Als die Dienerin ihm sagte, sie habe nie geglaubt, daß er so grausam sei — eine
Schnecke habe sich in entsetzlichen Qualen unter seiner Sandale gekrümmt —
schlief er die Nacht nicht vor Mitleid und Ekel. Dabei aß er gern bis dahin ge⸗
backene Schnecken, trotzdem er der Dienerin geglaubt hatte, daß in der Schnecke
ein Gott schlummere.
Auch träumte er sich gern als Führer in der Schlacht. Eines Tages erschrak er, als
er hörte, daß die Feinde viel mehr Blut verspritzten, als die Kyer. So greifbar hatte
er das Schlachten nie vor sich gesehn. Mit der Zeit ertappte er sich, wie er gegen
Heere kämpfte, die blutlos hinstürzten.
Oft stürmte er den Gartenweg entlang, warf die Arme in die Luft und ließ sich
hinterrücks zu Boden fallen. Dies wurde eines seiner Lieblingsspiele.
Die Dienerin, die ihn bei diesem Spiel überraschte, fing an zu weinen und sagte
unter Schluchzen, er werde sehr jung in der Schlacht fallen. »Solch schöner junger
Herr!« klagte sie. Aber dies Spiel sei eine von einer Hexe gesandte Vorahnung.
Plao folgte ihr in den Raum, in dem sie die Gewänder ihrer Herrin reinigte. Hier
war er oft bei ihr. Sie saß auf dem Boden und sagte mit verweinten Augen lächelnd:
»In unsern Kammern sind keine prächtigen Bilder.«
»Früher aber, ehe wir euch besiegten«, erwiderte er hochmütig und mitleidig.
Sie schüttelte den Kopf.
»In unsern Kammern auch damals nicht. Für uns Arme brachtet ihr nicht viel Ver⸗
änderung. Seit unsere Vornehmen wieder vornehm sind, wurden unsere kleinen
Mädchen, die euch nicht bedienen, flatternde Straßennachtigallen, die euch für eine
Nacht in ihr Bauer locken und froh sind, wenn sie für ihr armes Lied eine saftige
Feige erhalten. Es gibt ärmliche unter ihnen, die auch nicht anders wohnen als ich.
Dabei verachtet man sie noch mehr als mich, seit unsere Vornehmen wieder vor⸗
nehm wurden. Aber die Götter schufen Große und Kleine, Schöne und Häßliche.
Ich habe es noch gut getroffen. Aber ich verdiene es nicht, weil ich es nicht aus⸗
nutze, mich nicht dem Herrn bemerkbar mache. Wer die Hand nicht aufmacht
vor der Gabe der Götter, vor dem verschließt sie sich.« Plao verstand nicht, was

sie meinte. Aber die Worte »verdienen« und »ausnutzen« gingen nicht aus seinem Kopf. Er fühlte eine unbestimmte Verachtung gegen die Dienerin.

Später kam er in die Tempelstadt. Die Götterlehre der Kyer hatte sich während ihrer Wanderungen manchmal verändert, hatte fremde Religionen kunstvoll ihrem Bau eingefügt. Die vielen Köpfe der Götter waren ihr zuerst fremd. Das unterjochte Volk glaubte an sie. Die Priester entnahmen ihr die Offenbarung, daß die vielen Fähigkeiten des Erschaffers sich einst so ungestalt ausdrückten. Auch die Göttlichkeit der Schnecken nahm man auf. Sie seien Kinder des Erde tragenden Gottes, der sich hier und da vor dem Erschaffer in den feuerspeienden Berg verkrieche.

Als Plao gefragt wurde, wie die Welt entstand, antwortete er, daß Gott, seines Lichtes müde, die Augen zutat, worauf die Dunkelheit sich um ihn zusammenschloß. Da flimmerten vor seinen Augen Kugeln, Regenbogen, grüne Gewässer, Bäume und große Edelsteine. Denn zuerst waren alle Welten glänzend. Schon schwammen Tiere und beginnende Menschen in den Farben. Das war der Beginn der Welt, die erst später braun und hart ward.

Die Priester lächelten und fanden die Antwort gut. Nur sei er noch zu jung zu solchen Fragen. Vorläufig solle er nur das erwidern, was ihn gelehrt werde. Doch habe er die Verwandtschaft der Götter und Menschen gut begriffen. Nach und nach lernte er die einzelnen Priester kennen.

Da war ein Blinder, der jedem, der hinzutrat, die Hand umfaßte und ihre Form fühlend, ihn erkannte.

Ein anderer war lang und hager mit schnell durchblickenden Augen. Seine Nase, die bei allen Kyern außer bei Plao oben leicht gebogen war, erinnerte den Knaben an den Messerberg, der von einer Spitze nach beiden Seiten mit seinem scharfen Rücken gegen den Horizont parallel abstürzte. Die Priester bewunderten ihn, weil er kühne mathematische Schlüsse fand. Das langsam geduldige Anschauen und Beobachten der Gänge der Himmelslichter war nicht seine Freude. Aber er durchmaß den Raum auf den Tafeln, die man ihm brachte, und berechnete, was die andern geschaut hatten. Plao bemerkte sofort, daß er jenen abstieß. Den Knaben interessierte, daß er als einziger Priester beim Ausfall gegen die Klitten, einen Spieß in der Hand, angeführt hatte.

Mathematik und Dichtung waren außer der Sternbeschauung und Sternenwissenschaft die heiligen Dinge, womit die Schüler und einige Schülerinnen den Tag hinbrachten. Später wurden einige wenige in die ersten Gänge des Geheimnisses eingeführt.

Plao, der oft vor sich hinmurmelte: »Ihr wißt ja nicht, wer ich bin«, fühlte sich allem Heiligen nah und glaubte daher, er werde große Begabung in der Mathematik zeigen. Hier begriff er bald wenig noch, weil seine Gedanken nicht ständig

auf demselben Weg bleiben konnten. Seinen Vater bekümmerte es, weil er auch einsah, daß er nie ein Führer im Kriege werden würde. Es fehlte ihm dazu das Ortsgefühl. Er konnte schon nicht den Weg zurückfinden, den er gegangen war. Denn unterwegs war ihm die Umgebung vor aufsteigenden Gesichten abhanden gekommen. Manchmal wies er andern den Weg, den er eben gegangen war, indem er sagte, er solle den breiten Elefantenweg gehen, wo er eben erst auf dem schmalen Schleichpfad gekommen war. Er sagte es bestimmt, denn eine Anschauung von dem eben Erlebten tauchte sofort auf, wenn er gefragt wurde. Bei den Kriegsspielen der Knaben im Kinderhof liebte er es, sich allein gegen den dastehenden feindlichen Schwarm zu stürzen. Er verschwand einen Augenblick im dichten um ihn geballten Knäuel und kam lachend mit Beulen am Kopf daraus hervor. Auch wenn die gedrängten beiden Haufen gegeneinander liefen, war er immer voran. Die Achtung, die es ihm eintrug, schwand bald, als man sah, daß er kaum losschlug, sondern nur wild mit den Armen durch die Luft fuhr. Einige machten sich ein Vergnügen daraus, ihn in den Bauch zu stoßen, auch außerhalb der Kriegsspiele, und man lachte über die Verrenkungen, die sein Körper dann machte. Wenn man nicht Krieg spielte, ging er nämlich schlafwankend einher, und es machte Spaß, ihn so zu wecken.

Als ihn so der hagere Priester mit der Bergrückennase sah, sagte er in verachtendem Ton:

»Du bist ja gar nicht lebendig!«

O, lebendig war er schon, meinte er vor sich hin. Es wimmelte von schnellenden Bewegungen und sich auseinander ringenden Gestalten vor seinen gesenkten Lidern. Er hatte lange Wimpern, weshalb ihm der Priester beim Abgehen: »Mädchen!« zurief. Diese Begegnung war einen Tag nach seiner Aufnahme in die Priesterstadt gewesen. Nach dem ersten Unterricht sprach der Priester nur noch in höhnischem Tone zu ihm. Er erwiderte es nicht mit Haß, dazu bewunderte er zu sehr sein kühn geformtes Antlitz.

Er gewöhnte sich nach und nach daran, sich selbst, wie er sich gab, zu sehn, und er fand so wenig seinen Beifall vor sich, daß er die wohl verstand, die ihn nicht mochten. Sogleich als er kam, hatte er eine ihm und den anderen furchtbare Gewohnheit angenommen. Als er vor die Priester geführt wurde, mußte er sich verneigen. Seit der Zeit verneigte er sich vor jedem Priester; auch wenn er tief über der Arbeit hockte, sprang er auf, um es zu tun, wenn einer hereintrat. Er hörte, wie der hagere Priester zu den andern sagte, er sei sehr blödsinnig. Aber er tat es immer von neuem, wie sehr man ihm auch vorstellte, daß er sich fremdländisch betrage, das Schlimmste, was man in Kyland sagen konnte.

Der blinde Priester sagte:

»Es ist keine Schmach, ein Fremder zu sein. Aber wir Kyer sollten Fremde nicht

zur Gemahlin heimbringen, ebenso wie kaum einer von uns um eine Äffin werben würde.«

»Aber die Vornehmen des unterworfenen Volkes.«

»Es ist kein uns Fremdes wie die andern. Haben wir ja ein besiegtes Volk unter uns wohnen lassen. Wir kennen nicht die Verwandtschaft mit uns, aber wir fühlen sie. Kein Priester darf eines ihrer Mädchen zur Gemahlin nehmen. Plaos Mutter ist zu demütig in ihm. Er fühlt es selbst und leidet darunter.«

Ein ebenso greiser, der Priester Weset, der immer mit dem Blinden, welcher der oberste Priester war, zusammen saß, erwiderte zornig: »Vielleicht bringt die Mündung eines Flusses in anderes Blut uns dem Wesen näher. Wir sind selbst zu göttlich geworden, um mit ihm noch Zusammenwind zu haben. Was er über die Erschaffung sagte, war doch die Lehre, ohne unser Zutun gefunden. Fügen wir nicht Bilder aus Ländern aller Völker in unsere Dichtungen? Wir verachten also nicht ihre Gesänge, wie das Volk, das ihr Bestes auf die Art empfängt. Wir sollten auch die Mischung der Menschen öfter vornehmen, ob nicht Offenbarung daraus dampft.«

»Nicht zu oft«, erwiderte lächelnd der Blinde. »Ich sähe das Königsblut gern rein, obwohl das gerade den Versuch auffälliger machte. Dichtungen und Menschen dürfen sich mischen, gewiß. Aber nur als Ausnahme. Und Priester sollen die augenlose Liebe bewachen.«

Dann bekämpfte man wieder die von dem Blinden aufgerichtete und von den andern immer wieder umgeworfene Lehre, daß die Sterne und die Erde gleicher Art und alle in einem dünnen Wasser schwebende Kugeln seien; die Erde war die größte für uns, aber vielleicht nicht für die Götter. Auf seinen Wunsch goß man wieder das Öl aus der heiligen Lampe in eine Schale Wasser. Triumphierend glitt sein blinder Blick umher. Er brachte sie zum Kreisen und bemerkte am Geräusch der Bewegungen seiner Gegner, wann die Kügelchen sich von ihr lösten, um sie mitschwangen.

Er hatte dieses Spiel einst angeordnet und Bewunderung damit erregt. Doch wollte man nur in ihm eine einzelne Erscheinung sehen und kein Gesetz erkennen.

»Wenn die kleinen Kugeln sich um die großen drehen«, sagte der Blinde, »so sind die Lebewesen auf den kleinen umgekehrt zwar viel kleiner, aber vollkommener als die Bewohner der großen, wie auch die Bienen und Ameisen auf der Erde vollkommenere Staaten bilden als die Menschen, bei denen die Willkür jeden Augenblick alles unvollkommen läßt.«

Hier wurde Weset wütend:

»Bienen, Ameisen und Sterne sind von Gott verlassene Weltsysteme und darum unabänderliche Mathematik. Aber er beachtet sie nicht mehr, sie sind keine Vollkommenheiten, die sich ewig zu andern Vollkommenheiten wandeln, wie die Menschen und alle Körper, in denen er noch lebendig formt.«

Alle lächelten. Man nannte sie, weil sie immer zusammen waren: den Gott mit den zwei feindlichen Köpfen.

Plao vernahm die Schmähung seiner Mutter und bekam einen Haß auf die Kyer. Bald darauf saß er wieder vor dem Hageren, der ihn nicht so schonend verachtete, wie der Blinde. Seinem Hohn entgegnete er mit seinem Blick, der dessen Gesicht bewunderte. Dann fragte er sich, ob die Umkehrung der Gefühle, die die Dienerin nach dem Tode annahm, nicht als unheimliche Wirklichkeit schon unter dem Leben lauere.

Bald mußte er über sich selbst lachen. Wenn er etwas rasch begriff, zürnte er dem, der das nicht fassen konnte. Er verachtete ihn unwillkürlich. Dadurch wurde ihm der Hagere wieder näher gebracht, der ihm gegenüber so empfand.

Nach und nach fand er sich bei einigen Knaben zurecht. Sie waren zutraulich zu ihm, und er sprach zu ihnen bald ungezwungen. Bei den Priestern und ihren Frauen gab er merkwürdige Antworten auf alle ihre Fragen. Immer wieder schüttelten sie fragend die Köpfe, ob er nicht doch den manchmal vorkommenden Blöden zuzuzählen sei. Einmal fragte ihn der Blinde, von dem gesagt wurde, sein Ohr sei so lauschend weise, daß er am Fluge des vorbeiziehenden Schmetterlings seinen Artnamen und Farbengestalt wisse: »Nun, was macht der kleine Plao?« »Ich gehe«, antwortete er, tief überzeugt, indem er weiterschritt. »Nein, du kriechst«, erwiderte der Blinde zornig, »und einen Augenblick, als du kamst, dachte ich, du flögest.«

Einmal zeigten sie ihm das Rundbild eines Vogels im Fluge, welches mit den Klauen über einem Brettchen befestigt war. Er fragte wie verwundert, ob das Holz angewachsen sei. Als man ihn frug, ob er scherze, antwortete er tiefernst: Nein, er habe es so gemeint. Er litt sehr unter den geringschätzigen Blicken und schämte sich besonders, da er trotz richtigem Wissen unter einem Zwange so gefragt hatte. Des Morgens schon beim Erwachen klopfte sein Herz aus Angst, was er den Tag über sagen werde. Er ging meistens in Qual der Angst umher, auf welche Art er im nächsten Augenblick gesenkten Hauptes gehen werde und Scham trage.

Dazwischen hatte er Momente, wo er glücklich war, wo er sich trotzig gegen die Lehre, daß alles Schmerz sei, sagte, daß er jetzt vollkommen glücklich sei. Es war, als er lange gegen die Sonne geschaut hatte und nun abgewendet in und unter den Wolken Farbeninseln über sich im Halbkreis hin- und herschweben sah, als er die paar Knaben, die viel um ihn waren, mit ersonnenen fabelhaften Erlebnissen gefangen hatte.

»Des Nachts kamen drei Schwestern, nicht größer als mein kleiner Finger, in grünen, blauen und gelben Kleidern. Sie schwebten über meinen Augen, die zur Decke blickten, und ich wußte, daß sie des Tages in der Sonne wohnen. Die eine sagte zu mir so leise, daß es auch der Blinde, Göttäugige nicht gehört hätte: Wir waren zuerst im Auge Gottes. Da wölbte er um uns als Wohnung das runde Licht. Wenn

ihr rund vor mir wäret, sagte ich, würde ich sterben, und alle so hassen, wie ich sie jetzt liebe. Nur die mit Geschwüren überdeckten Gesichter mit breitem Lachen würde ich lieben. Denn im Tode kehrt sich alles Empfinden um. Ich wäre noch unglücklicher als jetzt. Hinter unserm Haß lauert auch die Liebe, wie hinter eurer Liebe der Haß. Als wir im Auge Gottes sichtbar wurden, liebten wir schon, denn alles, was sich zeigen darf, liebt und bewundert.«

Den folgenden Tag sagte er ihnen, in voriger Nacht seien sie wieder erschienen und hätten gekichert, wie die Blumen kichern, wenn die Bienen sie kitzeln: Sie meinten, das mit dem Haß sei Unsinn. Wir spielen nur. Denn wir sind klein. Wenn aber eure Erwachsenen Krieg spielen, schlagen sie sich wirklich tot. Darum ist es bei euch so traurig. Ihre Füßchen waren Schmetterlinge und ihre Augen Kolibris. Sie verschwanden in der Decke, aus der sie lange Hände streckten, sechsmal so lang als vorher ihre ganze Gestalt gewesen war, manchmal so lang, daß sie mich umfassen könnten, denn auch ich war kleiner geworden. Ich fürchtete mich aber nicht, denn ich war schon halb gestorben und wußte, daß ich nie ein breites Lachen schön finden werde, daß ich aber doch hassen mußte, die ich lieben möchte, und daß, ehe ich wieder leben durfte, ich manchen ausblasen möchte. Mein Atem war, als ich noch lebte, nie so stark, daß er eine Ölflamme ausblasen konnte. Die Häuser der Stadt, durch die ich nun ging, glänzten wie lauter Tautropfen, die höher waren als ich. Wir spiegelten uns darin wie in Augen, die uns aber traurig ansahen. So wohnen wir immer in den Häusern, sagten die Mädchen, ohne hineinzugehn und ihre blickende Einsamkeit zu stören. Auch erschrecken wir sie nicht mit mathematischen Fragen. So sind sie so vollkommen unglücklich wie wir, deren Spiele sie ewig betrachten dürfen. Dann begannen sie einen so zierlichen Reigen, daß sie entzückt glänzten, ebenso wie ich.

Da die Priester die Knaben oft im Geheimen belauschten, hörten sie auch so ein Märchen. Einige nahmen seine Partei. Aber der Blinde sagte:

»Ein Sänger und kein Mathematiker ist eine Unsumme, nur wirklich bei unstät planlosen Nomadenvölkern. Nur durch das Umfassen des planvollen Wandels der Sternenwelt, der sich zu Tempelgängen aufbaut, kommt die Beschauung von oben.« Die Tempelstadt begann mit niedrigen Häusern und Höfen. Sie erhob sich in breiten Tempeln, einem Gewirr von Gärten und Schluchten sich hinziehend und stieg auf den Hügel, ein hochsäuliger schlanker Tempel zum Himmel. Ihn sah man von überall weiß ragen. Um ihn ließ die Gottheit in der Dämmerung sein besticktes Gewand wallen. Am Ende der breiten Tempel standen die Türme, auf denen die Priester rückwärts lagen oder standen des Nachts und nach oben schauten. Unter den Tempeln zogen sich gängeverbundene Göttergewölbe. Betrat man sie mit Lampen, glänzten von den Decken und Wänden Götter, Menschen und Tiere glashell, noch in Traumformen, schon gestaltenlos-gestaltet mit zu wan-

delbarem Ausdruck und Formen, deutlich-undeutlich, sehr deutbar. Sie wurden später Tropfsteinhöhlen genannt. Die Wesen waren lebendig im Eindruck, deutlich, aber der mächtige Geist, der dort gearbeitet hatte, der Widergeist der Mathematik haßte die Eindeutbarkeit und narrte im Schaffen nach der Meinung der Priester ewig umwandelnd durch die Lebenheischenden sich und andere. Er war der Geist, der die Toten aufnahm, die nicht vollkommen in den Sternenbahnen ihr Heim hatten. Er quälte die Toten, nicht aus Nurbosheit, er erschreckte sie aus bösartiger Laune oft, aber das ewig Ungewisse um sie und in ihnen war die Qual, der sie sich nur selten im Genusse von Träumereien entzogen. Ein Anklang an das Gesetz ist auch in ihnen gegen seinen Willen, denn der Formung ist sie ungeboren, und so ist er zur Unvollkommenheit verdammt, ohne der Schöpfung eine ganz andere entgegensetzen zu können.

Plao war unglücklich-rebellisch gegen den Zwang der Arbeit, unsicher im Verkehr mit denen, die Zusammenfassung des Geistes von ihm erwarteten. Wenn sie aber in blauen und silbernen Gewändern in einem Tempel singend die Sterne wandelten, tauchte er in ihren Gleichklang in klingender Hingegebenheit hinein. Die kleinen Scheine der Lampen, die in Kreisen und Ovalen abgesondert von ihnen standen, zogen ihn dann wieder zu sich. Es waren Stunden reiner Seligkeit, die er so verbrachte, und hier sagte er sich, daß er rein glücklich war.

Als er wieder einmal sich zur Stunde, die der Hagere, Kühnnasige lehrte, verzögert hatte, trat er hinzu, den Kopf weit vorgestreckt, so daß die Knaben in ein lautes Lachen ausbrachen. Der Priester runzelte die Stirne und sagte zornig auf ihn zugehend:

»Nun laß die bewußt-unvernünftigen Bewegungen.« In dem Augenblick, als er vor Plao stand, trat ihn der unversehens auf die Zehen, so daß er aufschrie.

Plao stammelte verwirrt:

»O, es tut mir leid, es tut mir weh!«

»Was?«

»Mir tut es weh!«

»Es tut mir weh!« höhnte er. »Komme jetzt nicht mit Philosophie.« Er lachte. »Du bist wohl so mit den andern verwoben, daß du es fühlst, wenn es sie schmerzt? Du! du! der du nichts Fremdes begreifst.«

GUSTAV SACK

Wache Nächte

Tief schläft die Stadt und wieder schlägt es drei;
Doch eine Ewigkeit muß noch verfließen,
Bis aus den feucht verhangenen Verließen
Der alte lichtdurchtönte Tag sich frei

Gemacht und ihn mit ihrem Morgenschrei
Die schwarzen Amseln von den Dächern grüßen.
Drei Nächte — drei endlose Nächte stießen
Sich hohl und qualenwach an mir vorbei —

Doch während sie die längst verharschten Wunden
Blutig aufbrachen und im bangen Schoß
Der gähnend grenzenlos gedehnten Stunden

Des Tages Bitternisse riesengroß
Aufbauschten, sah ich, obwohl ganz zerschunden,
Hellseherisch mein vorbestimmtes Los.

Der Tod

Wenn alles mißgerät und ganz zersplittert
Sogar des Stolzes harte Ruhewiegen
In armen Brocken mir zu Füßen liegen,
Wenn mich der Ekel grau und grün umwittert,

Mich die Verzweiflung mauernhoch umgittert,
Weiß ich mich noch an einen Trost zu schmiegen,
Auf purpurrot belegten Marmorstiegen
Vom Dufte des Vergessens schon umzittert

Selbstherrlich in dein Königreich zu schreiten,
In dem der Sturm Begehren endlich schweigt,
In dem erstickt von tiefsten Sicherheiten

Der zungenlaute Zweifel von mir weicht
Und mir nicht mehr zu kurzen Trunkenheiten
Die Hoffnung ihren Lügenbecher reicht.

Die Zeit

Noch kommt mit der Unsterblichkeit gepaart
Die Zukunft ewig strömend zu dir her
Und schafft auf ihrem unbewegten Meer
In dir den Wellenschaum der Gegenwart;

Sie prallt in unergründlich schneller Fahrt
Aufgischtend an an deiner Seele Wehr
Und bricht durch dich in einem Sturze, der
Schon als Vergangenheit sich offenbart.

Bis eines Tages sich der Schaum zerstreut
Und deiner Seele Balkenwerk zerfällt —
Und Strom ist nicht mehr Strom, still steht die Zeit:

Fortströmt die Zeit und trägt die tote Welt
Auf ungeteilter Flut zur Ewigkeit,
Wo sie mit ihrer Last als Wort zerschellt.

Das Zauberlied

Wohin du gehst, du wirst mir nie entgehen,
Denn meiner Sehnsucht feine Witterung
Wird schneller, als du glaubst, den kühlen Sprung
In das verführerische Land verstehen,

In dessen ewig glatten Schattenseen
Du dich vor mir geborgen wähntest — jung
Und mittagheiß wird die Erinnerung
An deine Liebe brausend dich umwehen

Und wenn du aufwachst, siehst du mich, der dich
Mit blanken Armen an das Ufer zieht
Und dir mit einem Kuß, dem wehen Stich

Der glühen Lanze gleich, das Zauberlied
Einhaucht: uns schwanden längst schon Raum und Zeit —
Was flüchtest du dich in die Ewigkeit?

Der Rubin

Wie Heidehonig aus den Waben
Herbstsüß in schweren Tropfen fließt,
Erwuchs euch Buch um Buch — ihr ließt
Sie Bücher sein; und tief vergraben

Vom bunten Berg der Konfitüren
Verschliefen sie zu dritt die Zeit
Und wurden alt samt ihrem Leid
Und ihren faustischen Allüren.

Im Traum nur dehnten sie die Glieder,
Im tiefen Traum nur schlangen sie
Um ihrer Welt Melancholie
Den Zauber ihrer stolzen Lieder.

Jetzt werf ich dich, du grell Gebinde,
Du narrenroter, geiler Zwerg,
Hohnlachend in den bunten Berg —
Schlag deine Bresche und verschwinde!

Die Nacht

Des Mondes silberweiße Serpentine
Sticht wie ein Riesenspeer
Weit in den See hinaus,
Um den mit finsterer Heroenmiene
Der Berge weißköpfiges Heer
Sich aufgetürmt — das ist ihr Haus,
In dem sie immer wieder Ruhe hält,
Wenn flüchtig sie durch alle Welt
Mohn und Schlummer streute;
Nun ruht sie zwischen den Bergen und über dem See,
Bis über der Gipfel vereiste Höh
Des Morgens bellende Strahlenmeute
Wie eine feurige Kugel Gold
Klingend in die Täler rollt
Und die Verschlafene wolkig zerfetzt
Tief in die Berge und Klüfte hetzt.

Prometheus

I

Mit wuchtigen Schlägen war der Sturm gefahren,
Nun fällt im aufgewühlten Meer zu Tod
Die Sonne und in schiefergrauen Scharen
Wehn Regenweiber durch des Abends Rot
Und schaun der Sonne nach, wie sie verloht.
Die Welt ist still und still verblaßt das Bild.
Da weckt ein Flügelrauschen mich, da droht
Ein Schwarm von Adlern über mir, da schrillt
Ihr Ruf und reißt mich zu des Himmels blankem Schild.

VII

Nun hüllt mich ein das flatternd schwarze Kleid,
Nun schwimme ich in grandiosen Nächten,
Nun presse ich hervor, was ich an Leid
Zu schürfen weiß aus meiner Seele Schächten,
Um es zu Geißeln kreuzweis zu verflechten,
Und peitsche meine Flügelrosse wund
Und zwinge meine Räuber mir zu Knechten:
Ihr rißt mich von der Erde stillem Grund,
Nun tragt mich zu des Ruhmes goldnem Sonnenrund!

X

Hoch stehe ich auf meiner Adler Rücken,
Die blutgetränkte Geißel schwingt die Hand
Und weist zu jener gasigen Nebelbrücken,
Die eine Öde an die andre bannt;
Nun türmt sich's hoch, nun drängt sich Phosphorbrand
Und Dunst um uns in bleichen Wolkenballen —
Die Spur verflogen und den Weg verrannt,
Hintaumeln wir in giftigen Nebelhallen,
Der Atem keucht, die Schwinge bricht, wir fallen, fallen —

XIV

Da atmete die Nacht und ein Arom
Von blühendem Roggenkorn dem Hauch entsank
Und Flut auf Flut flog durch den blauen Dom
Der liebewilden Nachtigall Gesang —
Was singt sie nur? Welch letzter Grund nur zwang
In solche kleine Brust solch wildes Sehnen?
Und grade diesen Ton? Und diesen Klang?
Ach! in des Lebens tiefsten Wollustszenen,
Umwogt von Liebesdüften süß wie der Verbenen,

XV

Drückt mich im Taumel deiner weißen Glieder
Von höchsten Lüsten schmerzlich süß zerrissen
Der alte Zweifel ewig quälend nieder:
Mich peinigt auf der Liebe Seidekissen,
Mich martert unter wollustwütigen Bissen
Die ewig qualenvolle Letzte Frage:
Warum dies nur? Und in den Finsternissen
Der Gottheit suchend tief versenkt, zernage
Ich meiner Jugend taumelbunte Wundertage. — —

XVIII

Doch steigt die Nacht herauf mit tausend Sternen,
Auf seinem harten Lager stöhnt das Meer,
Und ruhlos wälzt sich in den grauen Fernen
Das blaue Ungeheuer hin und her.
Es schläft, und seiner Wellen rauschend Heer
Begleitet seiner Träume leere Leiden —:
Der Ekel vor der Tage Wiederkehr
Und was da stöhnt in wüsten Wasserweiten
Ist nur die Qual der grenzenlosen Einsamkeiten!

XIX

Die Amsel ruft! Mit goldstaubschweren Händen
Umfaßt der Morgen meine Seele wieder
Und führt sie aus des Schlafes Felsenwänden
Zurück in ihre weichgelösten Glieder.
Dann streicht er kosend über Brau'n und Lider
Mit seiner Morgenröte ersten Strahlen,
Und kniet vor meinem Lager leise nieder
Und träuft auf meine Lippen abermalen
Der Hoffnung Tau aus heckenrosenroten Schalen.

XX

Ein neuer Tag! Gottlob ein neuer Tag!
Und neue Hoffnung, heut das Wort zu finden,
In dessen Klang die Welt ich lieben mag,
Mit dessen Lettern — wie mit Heckenwinden,
Die Schilf und Baum zu einem Grün verbinden —
Ich meine Welt an andre knüpfen kann.
Ein neuer Tag! Es rollt aus Abgrundsgründen
Das Ungeheure purpurgolden an —
Im Ungeheurn das Ungeheuerste gerann. —

XXII

Du meine trunkne Sonne, Wald und Tal,
Ihr blauen Höhn und silberhellen Weiher,
Ihr Bäume, Blumen, Gräser ohne Zahl —
O meine lichtdurchströmte Morgenfeier!
Ich schwebe über euch, ein Riesengeyer,
Und schwöre mir den souveränen Schwur:
Ich schuf euch! o bei meiner goldnen Leyer!
Ich schuf die Welt, ich weckte die Natur,
Und außer mir ist nichts! — Und doch — was will ich nur?

Paralyse

Stücke aus dem Roman

Berberitzen

Der Tag war hell und heiß gewesen, jetzt lag ich in einem Bach nackt und kühl und ließ seine Wellen über mich springen. Forellen lebten in ihm und neben ihm standen die Erlenstämme vornehmgrau und rotbeerige Berberitzengebüsche; vom hohen Ufer aber breitete eine Eschenreihe hoch und weitausgreifend ihre Zweige über uns. Die Sonne hängt noch hoch und tastet zwischen den Blätterlücken hindurch mit zitternden Händen über mich und die springenden Wellen und die eisenbraunen Kiesel — eisenbraun: es werden Sphagnummoose oben zwischen den Bergen wachsen — die hundert Berberitzentrauben aber streichelt sie, daß sie durchscheinend werden wie rotes Glas oder längliche Tropfen ganz hellen Blutes — diese säuerlich kühlenden Blutstropfen! diese feine Vogelspeise!

Ich bin allein und die Leute sind fort, auch der Tornister liegt oben und macht ein verdrießliches Gesicht, ich bin allein zwischen Blättern und Früchten und Kieselsteinen und kalten Wellen, die da hinten aus einem Moos zwischen den Bergen kommen. Oben auf der Höhe aber mitten in der Sonne sind die Feldküchen angelangt und rauchen und lassen von einem verspäteten Vormittagswind ihren schweren Speisegeruch in mein zärtliches Tal tragen, für einen Augenblick nur, dann stirbt der Wind — Bierfässer werden angefahren und mit hohlen Hammerschlägen angezapft, auf einem anderen Biwakhügel aber spielen sie Märsche und Operettengefühle — daß sie nicht in dir allein sein können und dich kostend genießen! daß sie immer schnell — als hätten sie Angst, als hätten sie Furcht vor deiner smaragdenen Zärtlichkeit — eine Mauer um sich bauen! eine Mauer von Wurst und Bier und Tschingteramusik!

Als die Sonne hinter die hohen Eschen hinabgeglitten war, begann über den Bach hin zwischen den grauen Erlenstämmen und gelbrindigen Berberitzen der schlanke Stock eines Weidenröschens zu leuchten, still, rot, eine kluge Flamme. Es ist ganz still — eine Forelle schießt über mich und schnellt sich von meiner Brust so ungestüm hoch, daß die Luft und die Erlen, wir alle jäh erschrecken. —

Und als der Schrecken verstummt und in sich wieder versunken war und es abermals begann, zwischen uns still und heimlich zu werden und sich aus großen, zärtlichen Augen anzusehen, flüchtete ich und habe mich angekleidet und bin den Hang hinaufgeklettert, bin vorsichtig und fremd zwischen den schlafenden Leuten hindurch gegangen und habe mich abseits unter einer Fichte hingelegt, deren Nadeln und strähnige Flechten Winters und Sommers nach den Bergen sehn.

Ihr seid anders als das Meer und ich vermag euch nicht zu lieben. Ich mag euch wohl nicht lieben, weil ich nicht wie ihr werden kann, hart, fern und kühl, ihr

meine leibgewordenen Sehnsüchte! Wie ihr euch hinter den sonnennachmittags-müden Berberlöwen aufbaut, ihr blauen Steinleiber und weißen Schneegreisen-köpfe — aber das Meer ist immer jung und wogt ruhelos, ewig verlangend, ewig geschlagen, voll von Schaumstandarten und brausendem Zorn — und wenn die Sonne auf dir liegt und die Winde sich brausend verlaufen haben, voll glatter tückischer Träume, das schäumend schöne Weib, ohne Seele und voll seliger Sehn-süchte — ihr seid anders als das Meer und ich hasse euch, weil ich noch nicht ganz bin wie ihr. Nun aber spielt die rote Sonne auf eurem Schnee, es wird Abend auch für euch und ihr fangt an, eures harten Stolzes müde zu werden — wie ihr träumt und Wünsche werdet! verlangende, in alle Fernen weisende, wieder junge, immer junge Wünsche! Nun liebe ich euch. Aber der Abend geht und läßt euch stehen wie blaue Schatten und gläserne Unwirklichkeiten. Jetzt hüllt ihr euch frierend in eure Wolkenwatte und die Nacht, der Mond und der Spuk ist wieder Herr geworden.

Nun liegt der Tornister in Reih und Glied und friert und friert und schauert unter dem Tau, den die müde Luft vor lauter Müdigkeit und Überdruß weinen zu müssen glaubt, während die vier Feuer immer wieder dicke rote Kleckse auf die Flechten und Fichten und Zelte werfen. Der Mond aber flieht vor dem Qualm und Rauch, den sie hastig in grauen Kugeln und weißen wulstigen Miniaturkumuluswolken aufzuwerfen nicht müde werden, und spielt mit sauertöpfischer Melancholie in den Nebellagern, die sich unten auf der Ebene aufgestapelt haben, zieht lange Bän-der und Spiralen aus ihnen, baut himmelhohe hagere Klageweiber und kopfwak-kelnde Greise aus ihnen, hält sie eine Weile hoch und grinst dazu und läßt sie gedankenlos fallen, um bald das nutzlose Spiel wieder zu beginnen.

Ach! du holder Spuk und grinsende über dich selber witzelnde Sinnlosigkeit, ach! du unnötiger wahnsinniger weißer Gedankenjongleur und Planetenspinner! Wenn du mich einmal deine ganze säuerliche Süße und Vogelfeinheit hast kosten lassen, so mußt du mich ja schnell wieder zurückziehen in Qualm und Spuk und Nebel-feuchtigkeit. Nun möchte ich mich auch in Wolkenwatte hüllen und eine Zeitlang ferne sein können — den Tag über Stolz und am Abend ein wenig Müdigkeit — — ich will mich auch in mich senken und nur auf meinem Mantel soll der Mond und die Flamme und die feuchte Kälte spielen. — — und als ich sah, daß Gott wahrhaftig tot sei und der Stoff und das Ding an sich und das Ureine und die definitiven Wahrheiten, und wie alle die Verwesungsdünste und Schatten des toten Gottes heißen mögen, eben nur Schatten und Verwesungsdünste seien, und daß das Einzige, was wir können, nur das ist: uns des ewig Relativen und Sprachbe-dingten unserer Erkenntnis bewußt zu bleiben und diese Erkenntnis von allem, so kurz und weit es geht, zu reinigen, was wir als fälschende, anthropomorphisie-rende, Zutat früherer Zeitalter erkannt haben, fiel ich heraus aus eurer Welt und

wies traurig zynisch auf eure Mäntelchen und Mätzchen, auf unsere lustig windbeutelnden Weisheiten hin. Da fingen die Weiber an, mir nachzulaufen – weiß Gott, warum? – und die Frauen begannen mich zu „lieben", und ich ließ es eine faule lange Weile mir wohl unter ihnen sein; ich belog mich wohl und nannte sie einen schönen schweren Rausch, in dem ich die Fragwürdigkeit meiner Welt – denn eure Welt ist fest! –, die ich nicht glaubte, ertragen zu können, vergäße. Nebenbei liebte ich sie als das unverhüllteste Tier gegenüber unserer erbärmlichen Manns-Kultur-Verkleidung und krüppelhaften Feigheit. Denn ich habe nie das Leben an sich verneint, dazu verlange ich zu wenig von ihm, dazu kenne ich zu wenig eine Hinterwelt und ein künftiges Leben, dazu bin ich zu wenig Pfaff und schmollendes Kind, dazu wissen wir zu wenig von ihm, dazu – bin ich zu gesund. Aber am Ende wurde mir dieser Rausch, wie es die Art der Räusche ist, zuwider, und ich glaubte, einen feineren und tieferen in der Kunst gefunden zu haben. Und ich berauschte mich an ihr und ich verrannte mich mit ihr und verlor mich wollüstig in dem Selbstgenuß und Wahn, totem Stein und toten Worten Leben und, wie ich glaubte, tiefen Sinn und über die Erfahrung hinausreichende Bedeutung geben zu können, bis ich erkannte, daß meine Stanzen und Berberlöwen an sich wertlose, durchaus nicht in das »Wesen der Dinge«, dessen erstrebenswerte Findbarkeit trotz seiner Entlarvung als Spuk immer noch in mir fortspukte, hineindringende, durchaus nicht die Sinnenerfahrung und deren logische Verarbeitung überfliegende Übermenschlichkeiten, sondern ganz individuelle Erzeugnisse einer ebenso individuellen seelischen Erkrankung seien. Ich sah ein, daß ich die Fähigkeit, die mich bestürmenden Eindrücke mir restlos zu assimilieren, verloren, vielleicht auch nie besessen hatte, so daß sie als Fremdkörper in mir liegen blieben, bis ich die mir wesensfremden und mich quälenden „künstlerisch" ausgeschieden hatte – Sekretionen einer dyspeptischen Seele, Notwendigkeiten und Selbstoperationen eines erkrankten Organismus. Der Sturz schmerzte und hier zum ersten Male schämte ich mich, und ich zerschlug meine Berberlöwenköpfe und grinsenden Sphinxe und zerriß meine Stanzen und Prometheusverse – –

»Was blieb mir noch zurück? Ein Herz müde und frech; ein unsteter Wille; Flatter-Flügel; ein zerbrochenes Rückgrat – – oh ewiges – Umsonst!«

Aber ich bin nun für alle Zeit jedes Wahnes und jedes Rausches müde, ich will endlich frei und rein und ganz gewollt einsam sein und dem Furchtbaren, denn das Leben ist etwas über alle Maßen Furchtbares, furchtlos in die Augen sehen und es immer mehr umhämmern zu einem willfährigen Objekt meiner Lust – nicht eines „uninteressierten" Erkennens, nicht einer größenwahnsinnigen Kunst.

Aber deswegen muß ich zurück in die Stadt, in ihre tausend Verführungen zum Rausch, ihre alles übertosen wollenden brausenden Massenwiegenlieder, ihre tausend stürmenden Liebeslockungen; denn die Einsamkeit zwischen Mondspuk und

Schnee ist ein wohlfeiler Stolz und ein leichtes Genießen, sie kann sich ihrer selber noch nicht ganz sicher sein — wir wollen uns beide erst auf die Probe stellen, ich und meine tapfere Einsamkeit, und mitten hinein in die Versuchung springen, unseren Weg unbekümmert gehen, geradewegs ins Furchtbare hinein, zwischen Not und Seligkeit und Wahnsinn mitten durch.

Mein kleines Lieb — ich warnte dich und deine Freunde warnten dich, aber du wolltest mich trotzdem lieben, du liebtest mich wohl gerade meiner Warnung wegen. Deine kleine Seele ward voll von mir, ich rauschte in deinem Blut und wie klug du warst, als du batest, nur in dir das Tier zu sehen, das — so — hungrig! sei. Aber du sollst von nun an genug geküßt haben, du sollst von nun an genug in meinem Arm wie ein verbranntes Blatt schauernd zusammengebrochen sein — genug! mein Kobold. Der Wagen braust, ein Knirschen, ein kleiner weher Schrei — jetzt braust er in brennende Sonnen und eisige Unsterblichkeiten.

Still! still! — die Nacht ist kühl und das Feuer erlosch und der Tornister in Reih und Glied friert und friert. Die Sterne mögen nicht scheinen und der Mond fiel schon lange irgendwo hinten zwischen die Berge — aus den Tälern aber ist der Nebel hochgekrochen und liegt schwer auf uns mit seinem feuchten Leib — es ist kalt, grimmig kalt. Und nach acht Stunden — denn soeben krähte schon irgendwo ein Hahn — wird die Sonne durch den blauen Himmel wie durch ein Brennglas auf uns glühen. Still! still — die Nacht ist still — — —

Intermezzo

Ich gleite über einer Tiefe, die so klar und zärtlich grün ist, daß das Verlangen, in sie hinab zu stürzen, zu einer schmerzlichen Qual wird, und deren Oberfläche so blaßblau opalisiert wie leidende Kampanulazeen und so rotviolett wie kleine sehnsüchtige Enziane und so grünlich gelb wie der Himmel über den Winterabendröten zu der Stunde, wenn der traurige Abendstern zu scheinen beginnt; die Höhen aber auf den Ufern dieses Sees, in dem ein König ertrank, des Namens eines Königs wert, leuchten unter der müden Herbstsonne in gelbem und rotem Laub und strecken sich in schwarzem Fichtensamt und braunen Eichenblättern, sie haben sich Leopardenfelle übergezogen, zwischen denen der See wie eine Perlmutterschale ruht.

Der Wind der Höhe bläst um mich unruhig und stolz und über mir kleben die Legföhren an den weißgrauen Klippen des Wendelsteins wie Samt und dunkles Moos, aber in weißer blendender Unwirklichkeit, ein erstarrtes seliges Meer von Eis – oh ich sehe den Menschen, der der gottlose Gott der Erde geworden ist, dort unten aus der Ebene, aus deren Rauch und bunten Städtemosaiken auch ich heraufstieg, auf brausenden Flügeln Steine und köstliches Bauwerk auf euch tragen, um auf euch seine Horste aufzuschlagen, von denen er des Morgens aufsteigt und zu denen er des Abends zurückkehrt beuteschwer an Lämmerfleisch und Wein und blonden Frauen. Aber der müde Rausch der Schönheit und der stolze der Macht sind nur Vorberge und kleine Versuchungen und niedere Ruhestiegen zu der rauschlosen Reinheit, zu der mein Wagen weiter donnert.

Nun ist es oben Herbst geworden und über die weißen Staubstraßenschlangen bläst ein harter Wind; über das Haar eines Eichenbusches kommt er klirrend gesprungen und fällt klagend und blätterraschelnd über den Hügel hinab, auf dessen Stoppeln und frostgebrochenem Gras ich stehe. Die Sonne aber ist hinter graue Teppichwolken gegangen und zwei Herbstzeitlosen lassen in einer kleinen Senke die Köpfe hangen, während die dritte lang am Boden liegt, eine arme Leiche. Wie ist die Welt wüst, sie rauft sich klagend ihr Haar, aber es wird nimmer anders; an den Drähten pfeift der Sturm und in öden Wald taumelt die Nacht und hängt sich schlotternd um die schwarzen Zweige. Wie oft ging ich schwer und bang durch diesen Wald, aber es gibt keine andere Welt, oh! es gibt keine andere Welt und diese wird wohl kaum sich auftun wie man eine goldene Feige öffnet. Sieh, auf dem anderen Hügel liegt der Wald, wenn ich von diesem in das Tal steige und dann gen Westen wieder hügelan gehe. Dieser arme Wald, wie er friert und zitternd seine kalten Zweige aneinander reibt! Nun steigt der Nebel hoch, nun schleicht er tückisch heimlich durch ihn, eine tödliche Patrouillenschar, und frißt sein letztes Laub. Daran denkt sie, an den Nebel, durch den die letzten Blätter taumeln, und schmiegt sich in die Kissen und macht kluge Augen — aber er kommt nie wieder, mitten in der Erde sitzt er und spinnt seine farblosen Tage. — —
Vor drei, vier Jahren fing es an, mit Gold und purpurnen Schönheiten und ihrem immanenten Zynismus, durch den sie nur noch trauriger und schöner werden, mit Gold und Schönheit und traurigem Zynismus, mit denen alles Verfluchte sich einschmeichelt, fing es an:
Lange Wochen hatte oben an der Küste die Hitze gelegen, die Luft war rein gewesen und das Barometer stand hoch und die Winde, die auf der See hinein in die Luftaufwirbelung wehten, kamen vorwiegend aus Osten und waren frisch und bewegt; Tag für Tag war die Sonne als rote Feuerkugel in das Meer gesunken und von keiner glummenden Nebelbank hinabgetragen und keiner kitschigen Waberlohe zu Grabe gebracht, rein und einsam fiel sie zu Tode und machte die Menschen seltsam sehnsüchtig und fiebernd erregt.
Aber wenn sie sich schon anschickte, senkrecht durch den ehern hellen Himmel zu fallen, tauchte unter dem Horizont ein glatter Streifen auf, glänzend silbergrau; manche Tage war er erschienen, dieser glatte Silberstreifen, auf den man immer wieder mit Fingern zeigte und von dem die Fischer erzählen mußten, er sei zu sehen, wenn nach langen Ostwinden die Hitze auf dem Meere liege. Der Horizont selber aber oberhalb dieses Streifens war durch ihn hinausgetragen und aufgehöht und war wie eine dünne dunkle Wellenlinie:
Auf diesem Streifen waren allabendlich die vorüberfahrenden Schiffe mit ihren Spiegelbildern zu sehen, mit ihren Spiegelbildern, die dunkelgrau wie gesättigte Lichtbilder kopfüber über ihnen schwebten; sie hingen aber nicht hoch in der

Luft wie sonst die Spiegelbilder am Meer und in der Wüste und die Bildungen der Fata Morgana, sondern waren unterhalb der dünnen dunklen und leise wogenden Horizontlinie. Dann verschmolzen und kreuzten und verhaspelten sich zuweilen die Masten und Raaen der Schiffe mit denen ihres Gegenbildes, oder die Rauchsäulen der Dampfer vereinigten sich zu einem wunderlichen Gebilde, ja es erschienen in dem glatten Streifen überraschend und aufregend wie aus dem Nichts zuerst nur derart rätselhafte Rauchfiguren, graue Wimpel und melancholische Kinderfähnchen, und erst später tauchten erlösend die zugehörigen Schiffe auf. Und nochmals, alle diese Fahrzeuge schienen auf dem unteren Rande des glatten Silberstreifens hinzugleiten, während ihre Spiegelbilder von der dünnen dunklen Horizontlinie über ihnen herabbaumelten und kopfüber weiter schwammen. Und solche Spiegelungen sind, wie der dicke Bademeister immer wieder sagen mußte, häufig, wenn nach anhaltenden Ostwinden die Hitze auf dem Meere liegt.
An dem Tage aber, der mit weit durch die Jahre reichenden Beilen mich hierin mitten in die Erde geschlagen hat, war der Himmel wieder unbewölkt, fünf weiße Wolkenfäden und eine dumme Gänsefeder taumeln verloren über ihn, sonst ist er unbewölkt und so strahlend einsam, daß man weinen möchte, und wird nun, so rein ist seine Atmosphäre, über dem blauen Meer rosenrot. Und die Sonne in ihm ist feurig ernst und drohend groß, und je tiefer sie fällt und je ovaler sie wird, desto eindringlicher wird die dunkle Wellenlinie des Horizonts, und wie sie die leise wogende endlich berührt hat, ist sie eine saffrangelbe Ellipse geworden. Nun sinkt sie schnell, jetzt nur noch ein schmales langgestrecktes Segment, dann verschwindet auch dieses und hinterläßt nichts denn eine lange leuchtend goldne Linie – das sind die noch erleuchteten Wogen des fernen Meeres.
Noch ist der Silberstreifen glatt und vornehm silbergrau, wie er war, da die vorüberfahrenden Schiffe mit ihren luftigen Konterfeien Raaen und Rauchwolken verhedderten, oder da die Sonne noch wie ein zusammengepreßter Ball leuchtend süßer Saffranfransen über ihm hing; auch das Meer vor ihm wogt unbekümmert fort, tiefblau und traurig.
Da steigt an seinem unteren Rande eine zweite Sonne hoch, es ist, als ginge die müde wieder auf: ein rötlich gelbes ängstliches Segment, ein strahlender Halbkreis, eine goldene – aufbrechende Scheibe, aus der mit einem Male züngelnde Flammen gegen die leuchtend goldne Linie des Horizontes schlagen. In immer strahlenderem Glanze greifen und lecken sie hoch, ein melancholischer Teufel heizt wütend ihren Kessel, daß sie sich schnell mit der goldnen Linie zu einem feuerroten – Pilz vereinigen, einem Steinpilz mit zusehends sich verdickendem Stiel. In den pustet der abstruse Sonnenpilzheizer bitter schmerzlichen Gesichts, bis es eine Terrine wird, eine feurigrote Punschterrine, eine saffrangelbe Teebüchse mit goldenem Deckel, an den er – plötzlich mißbilligend schiefgezogenen Munds

zwei Lotschnüre hängt. Nun preßt er seine saffrangelbe Büchse mit beiden Händen, bis sie ein wundergoldnes Viereck wird, eine rechteckige Sonne aus purem Golde in einem silbergrauen Streifen zwischen matt rötlich gelbem Himmel und tief=blauem Meer.

Nachdem der Sonnenmodler dieses Viereck sechzig schwere Sekunden hat leuch=ten lassen, knüpft er seine Schnüre zusammen und windet sie geschäftig um seinen Riesengoldwürfel; ächzend zieht er sie zusammen, schweigend buchten die Schmal=seiten sich ein und formen zitternd und dann in gelassener Herrlichkeit aus dem Würfel einen Becher, Sonnenbecher, dessen golddunkler Haut Sauterner in der Horizontlinie wallend überschäumt — — —

Aber der Becher zerbricht und zerfließt wie ein schöner Rausch; der Stiel zwi=schen Fuß und Schale wird dünn und schmal, ein dünner Stiel, der rasch zerreißt, so daß nun bald nur ein Riesengoldtropfen von der wallend glänzenden Linie des Horizontes gegen ein immer schmaler werdendes Segment aus purem Golde hängt, das sich von dem unteren Rande des silbergrauen Streifens ihm entgegen hebt.

Immer vollkommener wird der Strom des Silberstreifens, Segment und Tropfen spült er fort, auch die wogend goldne Linie des Horizonts ist mit einem Male verschwunden — lachend springt der Teufel ins Meer.

Im Osten ist eine rosige Gegendämmerung verbrannt, der Silberstreifen zerfließt und das Meer wird schiefergrau und wüst. —

Das Netz zerreißt, die Fäden der Gravitation schnellen zurück und rollen in bangen Spiralen sich blitzschnell auf, und ich hänge im Freien, ich breite meine Flügel, ich schöpfe Luft und atme tief, ich steige brausend hoch und kreise wie ein Geyer in meiner Höhle.

Und es ist, als wäre in ihr die Sonne untergegangen, wie sie droben jenseits der dünnen Schale untergeht und kurz nach ihrem Untergange ein kaltes Meergrün über den Himmel breitet. So meergrün und so sehnsüchtig zart wie die Sprache kleiner Märchen füllt die Farbe meine Höhle, wie die Sprache kleiner Märchen meine Riesenhöhle. Auf leichten weichen Flügelschlägen schwimme ich, ein einsamer Punkt, durch das ungeheure Märchen, durch die endlose sehnsüchtige Süßigkeit. Jetzt bin ich nur noch ein Wort, ein kleines zartes Wort, das mit einer verzuckerten Traurigkeit unsterblich durch die Jahrtausende fliegt, durch die Sprache der Menschen, durch ihre märchenschöne Welt, durch alle ihre Geheimnisse und Rätsel, die doch gar keine Rätsel und Geheimnisse, die feine süße Klänge und spielende, ein ganz klein wenig verlogene Capriccios sind, singe und fliege ich; und ich bin nur einer dieser Klänge, nur ihr lautester, nur der, zu dem sie alle immer auf und nieder klettern — — Ich! so heißt dieser Klang, Ich! das in sich das Du? schließt, und welches Du! zu sich selber sagt und in dem Du immer sich selbst sieht – du märchengrüne Welt! Du meine goldene Verachtung und über alle Himmel fliegender Stolz!

Ein Tropfen Blut fiel in meine Welt – der zerfließt und zerstiebt und wirft die Ahnung von einem noch ungeborenen Pfirsichrot in meine grüne Höhle, in meine ungeheure Weite. Woher kam der Tropfen? Fiel er leise langsam aus meinem Herzen, dessen Riß noch nicht ganz vernarbt ist, jener kleine wehe Riß, der sich auftat, da ich erkannte, daß alles nur ein grünes Höhlensprachenmärchen ist? Aus meinem Herzen, das immer noch eine zarte dünne Sehnsucht weiter tragen möchte nach dem harten Stein, dem kalten Schnee und wer weiß? nach der weißen Haut einer runden Brust, einen törichten Kinderwunsch nach der wirklichen Wirklichkeit?

Ein Tropfen Blut fiel in meine Welt! Rot, rot – der wogt und wächst und schwillt, dick, rot, feuerrot, meine Höhle ist ein ungeheurer Wirbel von Purpur und Rot, der reißt mich fort in seiner Strudelflucht von Feuer und Blut. Wie ein Kork auf einem Strudel schneller und schneller kreist – ich fliege nicht, ich rudere nicht in dem brausenden Blut, ich breite meine Geyerflügel und lasse mich wütend treiben. Aber jetzt rege ich meine Flügel, jetzt peitsche ich das brennende Blut, jetzt – muß ich schneller sein als der wütende Strudel, ein Strudel im Strudel, eine Flucht in der Flucht, denn – hinter mir hat der Strudel einen Schaum geworfen, der hat sich zu tausend gierigen Teufeln geballt – flieg! flieg!

Wir sind die Welt: Not, Brot und Brunst!
In deiner Hüllen Zauberkunst:
in deiner Sinne Farbenglut,
in deiner Sprachen Märchengut
herrscht herrisch der Instinkte Wut!
Versteck dich nicht — wir kennen dich:
aus jedem Finger spricht Verrat,
aus deiner erdenfernsten Tat
schreit laut dein notgepeitschtes Ich!
Heb dich nicht hoch — wir fliegen mit:
aus deines Fluges höchstem Glück
fällst du uns rettungslos zurück:
in Kot nach deinem Himmelsritt!

* —
— —
— — — aber der Regen spülte seine silberglänzende Aschenkruste fort und ließ ihn dastehen in einem stumpfen Glanz, den Wald, durch den das Feuer fuhr; in heulenden Flammen fuhr es durch ihn, und nun fällt der Regen sickernd über ihn, und es ist wie ein Grab, ist, wie wenn eine Sintflut von Pech über ihn gefallen wäre und hätte nur seine höchsten Wipfel grünen lassen, aber auch deren Blätter sind welk und werden über Nacht zu Boden fallen. Ich bin ein ausgebrannter Wald, eine Sintflut brach über meinen Geist, eine Sintflut radikalster Öde und tiefsten Vergessens, und ließ nur noch die höchsten Gipfel stehen, aber auch über die wird über Nacht die Woge schlagen — — — Kein Laut, nichts Weißes, nichts Buntes, kein Vogel singt und kein Wind weht, nur in dünnen Bächen sucht sich der Regen in den schwarzen Rindenrillen einen Weg; denn es regnet nicht eigentlich, es liegt nur ein großes nasses Tuch über dem Wald und aus dem sickert die Feuchtigkeit an den Stämmen herab — — ich will ihnen die Zunge ausstecken! — — —
Es ist totenstill; zwischen den schwarzen Stämmen her sind meine Wände gekommen und haben mich schweigend eingeschlossen, stumm sitze ich wieder mitten im Grund der Erde.
Es ist totenstill — — es knistert! Es knackt — es bricht irgendwo und leuchtet — es wird Nacht und die Lampe erlischt — es poltert donnernd und irgendwo stürzen Bergmassen ein — es schlägt eine Flamme lohend hoch und verbrennt die Welt — — — — — — welch weißer Glanz?

* Hier wird das Manuskript ganz unleserlich. Die Lettern sind in reißender Progression immer krauser, formloser, immer verworrener geworden, in immer stürmischer in die Zügel schießender Aufregung jagen sich die Worte, die Buchstaben werden riesengroß, kaum noch als geformte Worte erkennbare Letternreihen sind in wildem Chaos durcheinander gepeitscht, wahnsinnige Haken, auseinanderfahrende, sinnlos hinjagende Schlangen, Spiralen, Kleckse, Krücken, Äste — als hätte ein Wirbelsturm einen Wald gepackt und risse in orkanartiger Wucht das zersplissene Gewirr seiner Äste durch die Luft — die Tobsucht auf dem Papier.

Das Duell

Da es Sommer werden wollte, hatte er seinen Mantel — sein letztes Verkaufbares — verkauft und nun stach ihn die Nacht mit tausend feinen Nadeln in die Hand und ließ ihn durch das dünne prickelnde Dunkel in einem seltsam stelzbeinigen Gange weitereilen. Und da der Wind aus dem Osten durch die Straßen blies, zwar nicht schwer und metallen wie er im Winter weht, aber mit einer schweigenden, boshaft tastenden Ironie, gelangte er immer weiter in den nun bald ganz menschenleer werdenden Nordteil der Stadt — dieses mitleidlos steinernen Kraken, der sich an den Ufern der Seine hingelagert hat und seinen Atem in die Nacht brausen läßt: Not, Brot und Brunst, wir sind die Welt! — und während ihn bei dem stundenlangen Gehen auf den sechzig Grad schiefen Absätzen seiner dünnen Schuhe die Waden zu schmerzen begannen und während er gedachte — oh! verflucht! verflucht! — ward er sich klar, daß ihn jemand verfolge; blieb er stehen, so schwiegen die tapsenden Schritte hinter ihm, und bog er aus den windstillen Straßen, aus den Straßen, in denen der Wind nur wie ein dünnes Schneegestöber sein Prickeln von oben auf ihn niederstreute, so daß er sich dicht an die Häuser duckte, in eine Querstraße ein und stemmte sich dort dem fegenden Prikkeln und Brennen der Nacht entgegen, richtig: so folgte er ihm und, wie es schien, in dem gleichen frierenden, seltsam stelzbeinigen Gange. Schließlich wandte er sich um und traf seinen Verfolger, der an einer Ecke stehen geblieben war und, ebenfalls die Hände in den Taschen, einen Bilderladen betrachtete.

Ah! Du! —

Und das war ein junger, noch hübscher Bengel, etwas verkommen, etwas leidend, und, wie man annehmen durfte, mit den gleichen sechzig Grad schiefen Absätzen, auf denen er schon seit Wochen durch die Straßen lief; der zog mit einer müden, chevaleresken, doch etwas ängstlichen und dadurch unendlich liebenswürdigen Verbeugung seinen Hut und sagte, während er den anderen mit dem Stock für einen Augenblick leise gegen die Brust stieß:

Es wird Sie höchlichst verwundern, — ah, was soll das zwischen uns! Sie müssen mit mir fechten; ich kann nicht fort von hier, als bis Sie mir diesen Wunsch erfüllen — fechten Sie mit mir, wenn Sie mich vor mir retten wollen. —

Und da der nur einen Blick überlegenen Spottes über ihn herabfallen ließ, stieß er ihn wieder leise mit dem Stock gegen die Brust und fuhr fort, mit seiner durchdringlichen Knabenstimme auf ihn einzureden:

Sie haben gewiß recht — ich habe mit meinen roten Apfelbacken und meiner faden Dummenjungenmelancholie Ihnen ein Weib geraubt, und noch schlimmer, ich habe Ihr Vermögen, das Sie an Marion verschwendeten, bis auf den letzten Heller in meine Tasche gesteckt und dann an Ihre Freunde verspielt. Aber sie mag mich

nicht mehr, sie hat mich eben nie gemocht, sie hat nur aus einem ohnmächtigen Haß auf Sie, weil sie Sie mit einer fanatischen Anbetung liebte und sich dieser Liebe schämte – ich bitte Sie, lachen Sie nicht, denn so etwas muß es gewesen sein – Sie vernichten wollen und ich war ihr Werkzeug, ihr Werktier dazu und – bekam nichts als mein Futter. Nun hat sie es erreicht, Sie laufen frierend durch die Straßen und können sie nicht mehr mit Ihrer Großmut peitschen, und ein Werkzeug, das man gebraucht hat und verbraucht hat – – Und daß ich das war und es durchschaute und es dennoch blieb, es blieb des armseligen süßen Futters wegen – verachten Sie mich nicht, lassen Sie diesen Teufel wenigstens nicht zwei zugrunde richten, lassen Sie uns zusammenhalten, lassen Sie sie doch wenigstens nur ein Opfer haben, fechten Sie mit mir und geben Sie mir dadurch meine Scham vor mir und eine Lebensmöglichkeit zurück! – Sie sind sich zu gut, Sie sind vielleicht zu müde oder zu misanthrop, ein Leben zu retten? Oder sind Sie so kleinlich und rächen sich auf diese Weise an mir? Nein, nein, verachten Sie mich nicht! So rächen Sie sich doch lieber an ihr – vielleicht hat sie mich doch geliebt, vielleicht liebt sie mich noch, gewiß sie liebt mich noch. –

Aber da er immer noch schwieg und sich dann mit einem Kopfschütteln von ihm wenden wollte, schlug er ihn – jäh ins Gesicht; ängstlich, aber gerade die Angst gab dem Schlage eine Kraft, daß der andere zur Seite taumelte und sich dann mit gehobenem Stocke auf ihn stürzte; als er aber sah, wie er sich duckte und den Arm abwehrend über den eingezogenen Kopf hob, ließ er von ihm.

Kommen Sie mir nach. –

Nein, gehen wir zu mir, ich habe Waffen zu Hause und – mit einem Versuch zu scherzen – wenn Sie wollen, die schweren Schlagprügel der Deutschen. Und – nun mit einem krampfhaften Auflachen – Zeugen brauchen wir wohl nicht. –

Dann gingen sie zurück in die Stadt; zuerst einer hinter dem anderen, aber der Jüngere holte den langsam vor ihm Hergehenden bald ein und so stapften sie nebeneinander durch die Nacht, den Stock unter dem Arm und die Hände in den Taschen ihrer abgeschabten Röcke, beide in einem frierenden, seltsam stelzbeinigen Gange.

Sehen Sie – begann nach einer Weile der Ältere – die Sterne haben sich verkrochen und lassen einen silbernen Schleier unter sich fallen und eine Brücke bauen sie unter sich, eine Hängebrücke von weißen Wolken, geradewegs über den Zenith eine Wogenwolkenbrücke, eine geschwungene Silberwolkenleiter. Wissen Sie, ich wandere auf ihr, das Gewehr geschultert, mit weitem hallenden Schritt und in den Gliedern den schütternden Frost.

So wandere ich nun, und wenn ich zähle, so zähle ich: es fehlt nicht viel an dreißig Jahren – was sind wir nur? Sind wir nicht Wolkensteiger mit dem ewig haftenden Blick in die Tiefe, trotz der Erkenntnis der nie zu überbrückenden Entfer-

nung bis zu dieser Tiefe? Wir sehen Farben und seltsame Klänge dringen zu uns und wir wissen doch, daß wir nie zu den Dingen, zu den spöttischen Malern und Sirenen-Müttern, gelangen, von denen jene zu uns kommen. Warum können wir nicht zu ihnen stürzen, warum können wir nicht auf unserer Wolkenleiter wandern, ohne zu ihnen hinabsehen zu müssen voll kindlich-weiser, voll kindlich-törichter Sehnsucht? Und warum wandern wir allein? Es gibt so viele Wolkenleitern, hohe und niedere und solche, auf denen das Blut zu kristallenen Nadeln gefriert; aber sie sind einander fremd und laufen alle nach verschiedenen Winden; sie kreuzen sich wohl und wenn ihre Wandrer sich begegnen, so sehen sie sich wohl groß und mit einem traurigen Lächeln an und sie grüßen sich, aber sie verstehen einander nicht und gehen ihre Straßen weiter, allein und nie verstanden. Und sollten sie sich und ihre Schatten, denn auch ihre Schatten wandern auf ihnen ewig und ernst, auch die Hand reichen und auf dem schmalen Punkte stehen bleiben und ihre Glieder schmerzlich süß umeinander schlingen — sie kennen sich nicht, und erkennen sich nicht, sie bleiben zwei Welten mit undringlichen Grenzmauern und reichen sich die Hände wieder und gehen ihre Straße fort, allein und nie verstanden — — Hallo! die Leiter bricht und der Morgen braust! Aber wir werden sentimental und es ist auch wohl zu kalt zum Reden — eine verfluchte Nacht! Sehen Sie, die Sprossen der zerbrochenen Leiter — denn die Morgenkälte knickte sie wie Glas — sind herabgefallen und liegen leuchtend wie aufgehäufter Silberschutt am Horizont. Aber die Nacht formt sich einen Fächer daraus und hebt ihn und hält ihn abwehrend gegen die gelben und braunen Bänke, die langsam aus dem Osten klettern. Dunkler wird sie und drohend leuchtender und wölbt sich noch einmal über uns in ihrer verführerischen Majestät: bleiben wir in ihr, halten wir uns an sie und flüchten mit ihr in rauschende maestosos sostenutos? Den letzten Schleier zieht sie fort von den uralten Nägeln, die wir in sie geschlagen, den letzten Wolkenschimmer streift sie fort von ihrem Samt und ihren schwarzen Sammetfransen und tiefer hängt sie ihre leuchtende Mondampel — aber stärker und sonnenbrauner wird der junge Tag, den Silberfächer reißt er aus ihrer gefrorenen Hand und wischt sie fort wie einen heiligen Spuk. Die Elfenbeinrippen seiner zärtlichen Waffe färbt er rosenrot, Hörner und Zungen und drohende Papageienschnäbel schießen aus ihr hervor und stechen in die kopflos flüchtende Nacht, bis in einer stolzen Kugel rötlichen Goldes der Tag — zum Kuckuck! Sie machen mich sentimental und lassen mich Lyrismen produzieren; aber wir sind angelangt, voilà, gehen Sie vor. —

Dann gingen sie eine Stiege hoch, in der noch der Geruch geschmorter Zwiebeln vom Abend her hängen geblieben war, und traten in sein Zimmer, ein mittelgroßes, etwas muffiges Gemach, wie man es an „bessere Herren" zu vermieten pflegt und das ein verblichener Glanz von Seidenmöbeln und allerhand Tände-

leien und Familienerinnerungsfirlefanz, der an den Wänden und auf den Schränken sich verstauben ließ, nur noch muffiger aussehen machte; durch zwei niedrige Fenster fiel das gelbliche Licht des Morgens und einige Florette und Korbdegen standen in einer Ecke neben einer mit Leder überzogenen Holzpuppe — einem Phantom, wie man diese augenlosen Puppen nennt, an denen man seine Fechtkünste zu vervollkommnen sucht.
Ich habe noch einen Rest Burgunder, von dem ich einmal mit Ihrer Marion zechte — trinken wir? —
Der aber zog schweigend Rock, Weste und Hemd aus, wählte fröstelnd einen der schweren Säbel und stellte sich in die Mitte des Zimmers, das Fenster im Rücken. Und der Jüngere folgte ihm, ganz ruhig und sachlich, aber mit einer Angst, die ihm hörbar bis an die Kehle schlug, und stellte sich ihm gegenüber.
Ich schlage Brusthiebe, mein Freund — sehen Sie sich vor — —
Im zweiten Gange zog sich durch die Brust des Jüngeren ein schmaler roter Strich, der sich plötzlich zu einem handbreit klaffenden gelblich-roten Spalt öffnete — Weiter. —
Im nächsten Gang fuhr der Säbel in denselben Spalt, durchschlug die Rippen und brach in die Lunge — nach einigen Minuten verschied er, nachdem er noch vorher mit einer letzten Bewegung nach einem Schrankladen gedeutet hatte. In dem lagen sorgfältig nebeneinandergefügt Scheine und Louisdors und ein Zettel dabei: »Von Marion«. Er überzählte die Summe und sie mochte ungefähr das Vermögen betragen, das er an Marion vergeudet hatte.
Armer Teufel — wie kann man so sentimental sein. —
Er nahm das Geld zu sich, weckte den Hausherrn, denn es war noch immer früh am Morgen, und verließ dann das Haus, um mit einem etwas pomphaften Schreiben sein wiedererlangtes Vermögen dem städtischen Armenpfleger zu übersenden; nun würde der Klatsch schon das Weitere tun; darauf stellte er sich dem Gericht. — Und als er nach dem Urteilsspruch, der ihn mit einer leichten Freiheitsstrafe belegte, seine Wohnung aufsuchte, lag dort weiß und duftend und in einem köstlichen Spitzenhemde in seinem Bette Marion; und man erzählt sich — denn diese Geschichte ist wirklich passiert — daß diese Marion noch jahrelang — solange eben ein Weib Geliebte sein kann — die einzige Geliebte dieses Mannes war und darauf in einem Kloster ein gottseliges Ende nahm.

ALFRED LICHTENSTEIN

Gedichte des Kuno Kohn

Die fünf Marienlieder

Erstes Lied:

So viele Jahre sucht ich Dich, Maria —
In Gärten, Stuben, Städten und Gebirgen . .
In Buden, Dirnen, in Theaterschulen . .
In Krankenbetten und in Irrenzimmern . .
In Küchenmädchen, Schreien, Frühlingsfeiern . .
In allen Wettern und in allen Tagen . .!
In Kaffeehäusern, Müttern, Tänzerinnen —
Ich fand Dich nicht in Kneipen, Kinobildern,
Musiklokalen, Sommerdampferfahrten . .
Wer sagt die Qual, wenn ich in Nacht auf Straßen
Nach Dir zum toten Himmel schrie —

Nächstes Lied:

Der Dich so sucht, Maria, wird ganz grau.
Der Dich so sucht, verliert Gesicht und Bein.
Zerfällt im Herzen. Blut und Traum entweicht.
Käm ich zur Ruh . . Wär ich in Deiner Hand . .
O, nähmst Du mich in Deine Augen auf!

Hohes Lied:

Maria Du — Daran zu denken, wie
Ich Dich empfand . . Der schwere Kopf versinkt —
Meer nur und Mond — Meermond und Wind und Welt —

Um Deine weiße Haut der weiße Sand, Maria —
Dein Haar . . Dein Lächeln . . Rings ist Meer und Not
Und Ruf und Sehnsucht und ein sanftes Glück —

All dieses Singen, das so müde macht . .
Kommt nicht der Himmel wie ein Mutterlied
Zur Stirn des Kindes hin und hin zu uns —

Trauriges Lied:

Jetzt geh ich wieder zwischen Tagen, Tieren,
Gestein und tausend Augen und Getön —
Der Fremdeste. Ich mußte dich verlieren . .
Dein Sündenleib, Maria, war so schön —

Jetzt such ich wieder zwischen Tagen, Tieren,
Gestein und Lärm vergeblich Deine Spur.
Jetzt weiß ich auch: ich mußte Dich verlieren . .
Ich fand nicht Dich — Dein Name war es nur —

Letztes Lied:

Komm nur, mein Regen . . fall mir ins Gesicht —
Gelbe Laternen . . werft die Häuser um —
Heile und glatte Wege will ich nicht.

So ist es schön . . nur im Laternenschein . .
Maria . . dunkler Regen ringsherum —
So geht sichs gut. Ich möchte bei Dir sein.

Was sind mir Berge und das flache Land —
Was Städte mir und bunter Nacht Hypnose —
Zurück zum Meer . . zurück zum Sternenstrand.

Du bist nicht ganz Maria, die ich suchte.
Doch bist auch Du Maria — Grenzenlose . .
Geliebte . . Törin . . sehnsüchtig Verfluchte . .

Lied der Sehnsucht

Die Falten des Meeres platzen wie Peitschen auf meiner Haut.
Und die Sterne des Meeres reißen mich auf.

Von schreienden Wunden ist der Abend des Meeres Einsamen.
Aber die Liebenden finden den guten verträumten Tod.

Sei bald da, Schmerzäugige. Das Meer tut so weh —
Sei bald da, Liebleidende. Das Meer erschlägt mich so —

Deine Hände sind kühle Heilige. Hüll mich mit ihnen. Das Meer brennt auf mir.
Hilf doch . . Hilf doch . . Deck mich. Rette mich. Heil mich, Freundin.

Mutter . . du — —

Spaziergang

Der Abend kommt mit Mondschein   und seidner Dunkelheit.
Die Wege werden müde.   Die enge Welt wird weit.

Opiumwinde gehen   feldein und feldhinaus.
Ich breite meine Augen   wie Silberflügel aus.

Mir ist, als ob mein Körper   die ganze Erde wär.
Die Stadt glimmt auf: Die tausend   Laternen wehn umher.

Schon zündet auch der Himmel   fromm an sein Kerzenlicht.
. . Groß über alles wandert   mein Menschenangesicht.

Mädchen

Sie halten den Abend der Stuben nicht aus.
Sie schleichen in tiefe Sternstraßen hinaus.
Wie weich ist die Welt im Laternenwind!
Wie seltsam summend das Leben zerrinnt . .

Sie laufen an Gärten und Häusern vorbei,
Als ob ganz fern ein Leuchten sei,
Und sehen jeden lüsternen Mann
Wie einen süßen Herrn Heiland an.

Rückkehr des Dorfjungen

In meiner Jugend war die Welt ein kleiner Teich,
Großmutterchen und rotes Dach, Gebrüll
Von Ochsen und ein Busch aus Bäumen.
Und ringsumher die große grüne Wiese.

Wie schön war dieses In-die-Weite-träumen.
Dies Gar-nichts-sein als helle Luft und Wind
Und Vogelruf und Feenmärchenbuch.
Fern pfiff die fabelhafte Eisenschlange —

Café Klößchen

I

Lisel Liblichlein war aus der Provinz in die Stadt gekommen, weil sie Schauspielerin werden wollte. Zu Haus empfand sie alles spießig, eng, verblödend. Die Herren waren dumm. Der Himmel, das Küssen, die Freundinnen, die Sonntagnachmittage wurden unerträglich. Am liebsten weinte sie. Schauspielerin sein bedeutete ihr: klug sein, frei sein, glückselig sein. Wie das ist, wußte sie nicht. Ob sie Talent habe, prüfte sie nicht.

Sie schwärmte für den Vetter Schulz, weil er in der Stadt wohnte und Gedichte machte. Als der Vetter einmal schrieb, er habe die Juristerei satt, er werde als Schriftsteller seinen Neigungen leben, teilte sie den erschrockenen Eltern mit, das verbauerte Leben wachse ihr aus dem Halse heraus; sie werde als Schauspielerin ihren Idealen nachgehen. Man versuchte auf jede Art, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Es gelang nicht. Sie wurde bestimmter, drohend. Man gab unwillig nach, fuhr mit ihr in die Stadt, mietete ein kleines Zimmer in einem großen Pensionat, meldete sie in einer billigen Theaterschule an. Der Vetter Schulz wurde gebeten, sich ihrer anzunehmen.

Herr Schulz war häufig mit Cousine Liblichlein zusammen. Er führte sie in Kabaretts; las Gedichte vor; zeigte seine Bohemebude; bestellte sie in das Literatencafé Klößchen; ging mit ihr Hand in Hand stundenlang durch die nächtlichen Straßen; betastete sie; küßte sie. Fräulein Liblichlein war von allem Neuen angenehm betäubt; bald fiel ihr ein, daß sie sich das meiste schöner vorgestellt hatte. Verdrießlich war ihr schon anfangs, daß der Direktor der Theaterschule, die Kollegen, die Literaten des Café Klößchen — alle Männer, mit denen sie häufiger zusammentraf, ein Vergnügen darin fanden, sie anzufassen, ihre Hände zu streicheln, die Knie an ihre Knie zu drücken, sie unverschämt anzusehen. Sogar die Berührungen des Schulz wurden ihr lästig.

Um ihn nicht zu kränken, auch um nicht kleinstädtisch zu wirken, gab sie ihm das selten zu verstehen. Aber einmal schlug sie ihm heftig auf das Gesicht. Sie waren in seinem Zimmer, er hatte ihr gerade die letzten Zeilen seines Gedichtes »Müdigkeit« erklärt. Die waren:

> Der Abend steht vor meinem Fenster, grauer Mann!
> Am besten ist wohl, wenn wir schlafen gehen —

Danach hatte er versucht, ihr die Bluse abzuziehen. Der Schulz war über den Schlag recht bestürzt. Er sagte, fast weinend, sie müsse gemerkt haben, daß er sie liebe. Außerdem sei er ihr Vetter. Sie sagte, das Öffnen der Bluse behage ihr nicht. Zudem habe er einen Knopf abgerissen. Er sagte, er halte das nicht mehr aus. Wenn man einen liebe, müsse man sich ihm hingeben. Er werde bei Kokotten

Vergessen suchen. Sie wußte keine Antwort. Er dachte stöhnend: O, o. Sie saß betrübt neben ihm.
In den nächsten Tagen ließ er sich nicht sehen. Als er wiederkam, war er bleich und grau. Die blutleeren roten Augen lagen tränend in schmierigen Schatten. Die Stimme hatte nur einen Singsangton, der klang maniriert melancholisch. Schulz sprach kläglich schwärmend von Verzweiflung, Hurerei, Zerrissensein. Daß er der Lebensfreude überdrüssig sei. Daß er seinen Tod bald eingeholt haben werde. Er vermied Zärtlichkeiten, aber er seufzte oft schmerzlich. Kokettierte theatralisch mit einer Sehnsucht nach dem Sterben. Führte die Freundin in leichenreiche Trauerspiele, in düstere Kinodramen, in ernste Konzerte in verdunkelten Sälen.
Eine Woche war vielleicht vergangen. Eine Dame hatte gesungen. Die Hände der Zuhörer knallten laut und lange. Gottschalk Schulz faßte leidenschaftlich einige Finger Lisel Liblichleins, legte sie gütig auf einen Schenkel seiner Beine, sagte: »Ist es nicht eigenartig, wie der Gesang einer Dame einem an die Seele greift!« Dann fing er wieder an, bittend und weinerlich von Liebe und Hingebung zu reden. Lisel Liblichlein sagte, dies sei ihr langweilig oder ekelhaft. Aus Mitleid — und weil sie hinaufgehen wollte — erklärte sie schließlich in der Haustür, mit der Liebe sei sie einverstanden, wenn er auf die Hingebung verzichte. Schulz drückte sie glücklich an sich. Er stand noch lange träumend da. Er sang: »O Tränen. O Güte. O Gott. O Schönheit. O Liebe. O Liebe. O Liebe . . .« Er stürzte durch die Straßen. In dem Klößchen war er verschwunden.
Lisel Liblichlein aber saß in ihrem kleinen Zimmer unbeholfen lächelnd bei einem rötlichen Talglicht. Sie begriff diese Menschen der Stadt nicht, die schienen ihr seltsame, gefährliche Tiere. Sie fühlte sich verlassen und einsamer als früher. Sie dachte sehnsüchtig an die harmlose Heimat: an den luftigen Himmel, an die lächerlichen jungen Herren, an die Tennisturniere, an die wehmütigen Sonntagnachmittage . . . sie knöpfte die Strumpfhalter ab, legte das Leibchen auf einen Stuhl. Sie war trostlos.

II

In einem durchsichtigen Sommerabend war das leuchtende Café Klößchen. Stadthimmel aus dunkelblauer Seide, auf dem weißer Mond und viele kleine Sterne lagen, umhüllte es. In einem Hintergrund saß, lange Zeit, bevor er plötzlich starb, einsam und rauchend bei einem winzigen Tisch, auf dem etwas stand, der bucklige Dichter Kuno Kohn. Um andere Tische hockten Leute. Dazwischen bewegten sich Männer mit gelben und roten Schädeln; Weiber; Literaten; Schauspieler. Überall huschten schattige Kellner.
Kuno Kohn war ohne viel Gedanken. Er summte für sich: »Ein Nebel hat die Welt so weich zerstört.« — Da begrüßte ihn der Dichter Gottschalk Schulz, ein Jurist, der durch alle Examina, denen er sich unterzogen hatte, mühevoll gefallen

war. Mit ihm kam ein schönes Fräulein. Die beiden setzten sich zu Kohn. Schulz und Kohn waren Mitarbeiter der von dem kleinen begeisterten Lutz Laus für die Hebung der Unsittlichkeit angefertigten Monatsschrift: »Der Dackel«. Schulz erzählte dem Kohn, daß der Dackel-Laus demnächst eine gottlose Religion auf neojuristischer Grundlage erfinden werde, zwecks Organisation eine konstituierende Versammlung in einem nahen Kintopp einberufen wolle. Kohn hörte kopfschüttelnd zu. Das schöne Fräulein aß Kuchen. Kohn sagte traurig: »Laus ist ein Großer und Rührender. Aber gläubig kann uns kein Jesus mehr machen. Wir sterben mit jedem Tage tiefer in den öden ewigen Tod ein. Wir sind hoffnungslos zerrüttet. Unser Leben wird ein sinnloses Schau-Spiel bleiben.« Das essende Fräulein sah mit fröhlichem, deutlichem Gesicht aus rotbraunen Augen verständnislos hinüber. Schulz war in trübselige Gedanken versunken. Das Fräulein sagte, auch ihr ganzes Leben sei das Schauspiel. So sinnlos könne sie dies nicht finden. In der Theaterschule, in der sie sich auf die Bühnenlaufbahn als sentimentale Liebhaberin vorbereite, werde Tüchtiges geleistet. Herr Kohn möge einmal hinkommen, um sich davon zu überzeugen. Kuno Kohn blickte das Fräulein eine Weile innig an. Er dachte: »Solch kleines dummes Fräulein . . .« Er ging aber bald weg.

Draußen hielt ihn plötzlich der Lyriker Roland Rufus Müller erregt an einem Arm fest, er rief: »Haben Sie die Kritik eines gewissen Bruno Bibelbauer in der medizinischen Monatsschrift gelesen, in der behauptet wird, meine Paranoia bestehe darin, daß ich mir einbilde, Paralyse zu haben! Alle Menschen sehen mich merkwürdig an, ich bin berühmt. Mein Verleger gibt mir viel Vorschuß. Aber — ach, ich darf es nicht sagen — ich bin unheilbar.« Er lief schleunigst in ein besseres Weinrestaurant.

Ein Pferd humpelte wie ein alter Mensch vor einem Wagen. Der bucklige Kohn lehnte lässig an einer katholischen Kirche, überlegte das Dasein. Er sagte sich: »Wie drollig ist dennoch das Dasein. Und da lehnt man nun; irgendwo; irgendwie; ohne Beziehung; ganz belanglos; könnte ebenso gut, ebenso schlecht weiterschreiten; irgendwohin. Das macht mich unglücklich.« — Vor ihm war ein kleiner lautloser Hurenhund stehengeblieben, hatte mit glimmenden Augen demütig zugehört.

Eine feurige gläserne Brautkutsche hüpfte vorbei. Innen, in einer Ecke, sah er das bleiche geschlossene Gesicht eines Bräutigams. Eine leere Droschke kam, der Kohn ging hinterher. Er sagte leise: »Ein Sucher ohne Ziel . . . Ein Haltloser . . . Unbekannt mit allem . . . Man hat eine furchtbare Sehnsucht. O wüßte man wonach.« Die Straßen schimmerten schon weißlich, als er die Tür des Hauses, in dem er wohnte, öffnete. In seinem Zimmer sah er die Bilder von lauter gestorbenen Menschen, die an einer Wand befestigt waren, schweigsam und feierlich traurig an. Dann begann er, die Kleidungsstücke von dem Buckel zu nehmen. Als er nur noch

mit Unterhosen, Hemd, Socken bedeckt war, sagte er murmelnd und seufzend: »Allmählich wird man wahnsinnig —«
In dem Bett nahm das Denken ab. Ihm fielen für das Einschlafen die rotbraunen Fräuleinaugen aus dem Café Klößchen ein . . .
Diese Augen leuchteten auch in den folgenden Tagen sonderbar oft in seinem Hirn. Das wunderte ihn. Erschreckte ihn. Sein Verhältnis zu Frauen war eigenartig. Im allgemeinen hatte er sogar einen Widerwillen gegen sie, es trieb ihn zu Knaben. Aber in gewissen Sommermonaten, wenn er zu innerst zerbrochen und unselig war, verliebte er sich häufig in ein junges kindhaftes Weib. Da er infolge seines Buckels zumeist abgewiesen, oft sogar verhöhnt wurde, war die Erinnerung an diese Frauen und Mädchen entsetzlich. Er nahm sich daher zu diesen Zeiten in acht. Ging zu Dirnen, wenn er Gefahr fühlte.
Lisel Liblichlein hatte ihn überrumpelt, ohne eine Ahnung davon zu haben. Vergeblich dachte er an die Qualen der Mißerfolge. Vergeblich stellte er sich vor, daß Lisel Liblichlein eins der vielen, zierlichen, in wundervolle Unwissenheit und glücksuchende Sehnsucht verwirrten Geschöpfe sei, die überall auf der Erde, einander sehr ähnlich, zu finden sind . . . In einem weichen Abend voller grünlichgelber Laternen, voller Regenschirme und Straßenschmutz stand ein kleiner buckliger Mensch ängstlich wartend neben dem Hausschild einer Theaterschule.

III

Manchmal kam ein Wind, ein giftiger heißer Hund. Wie zähes, glühendes Öl lag die Sonne auf den Häusern und auf den Straßen und auf den Leuten. Kleine geschlechtslose Menschlein mit schrägen Beinen hopsten sinnlos um den vergitterten Vorgarten des Café Klößchen. Innen prügelten sich Kuno Kohn und Gottschalk Schulz. Andere sahen zufällig zu. Lisel Liblichlein saß ernsthaft in einer Ecke.
Die Veranlassung war gewesen: Herr Kohn hatte Fräulein Liblichlein mehrmals von der Theaterschule nach Hause begleitet. Als Schulz davon erfuhr, wurde er grundlos eifersüchtig. Er fing an, über den Kohn Schlechtes zu reden. Lisel Liblichlein, die den Vetter durchschaute, verteidigte den Buckligen. Darüber ärgerte sich der Schulz noch mehr. Er erklärte überzeugend, er werde sich erschießen. Das unterließ er, drohte aber, er werde auch sie erschießen. Da verbat sie sich seine Gesellschaft. — Lisel Liblichlein mußte einen Menschen haben, mit dem sie sich über ihre wichtig empfundenen Alltäglichkeiten aussprechen konnte. Sie wählte nach dem Zank mit Schulz aus irgendeinem ungeklärten Instinkt den Kohn. So kam es, daß sie ihn an dem Mittag des Prügeltages in das Klößchen bestellt hatte, um vielleicht über die Wahl eines Kleides oder über die Auffassung einer Rolle oder über ein kleines Geschehnis mit ihm zu beraten. Kohn war soeben gekommen, wollte sich gerade über die Wünsche des Fräulein informieren, als Gottschalk

Schulz hineinfiel, mit rotgeschwollenem Gesicht vor ihm war, ihn einen gewissenlosen Mädchenverführer nannte. Kohn versuchte den Schulz von unten zu ohrfeigen. Dann schlug jeder wütend und schweigend auf den anderen. Das Schild des Abortpächters, auf dem vorher zu lesen war: »Mein Institut ist jetzt hier, Eingang dort« — lag zerschmettert auf dem Boden. Plötzlich stieß die Hand des Schulz wuchtig auf den Buckel Kohns. Die Hand hatte ein blutiges Loch, auch der Buckel war beschädigt. Schulz rief leichenbleich: »Der Buckel ist lebensgefährlich.« Danach ließ er sich von einem Oberkellner nach einer Unfallstation begleiten. Lisel Liblichlein würdigte er keines Blickes.

Kohn achtete nicht sehr auf den geschundenen Buckel. Er setzte sich wieder zu Lisel Liblichlein an den Tisch, bestellte Tee mit Zitrone. Sie sah, wie immer deutlicher Blut durch seinen fadenscheinigen Gehrock sickerte. Sie machte ihn auf den blutenden Gehrock aufmerksam, er erschrak. Sie sagte, ob sie die Wunde verbinden solle. — Er sagte bitter, einen Buckel anzufassen, werde ihr nicht angenehm sein. Sie sagte, mitleidig errötend, ein Buckel sei menschlich — Sie sagte, er möge zu ihr kommen. Der Buckel müßte gesäubert und gekühlt werden. Dann wolle sie einen Verband machen. Er könne den Nachmittag bei ihr verbringen . . .

Kohn ging freudig zögernd auf ihren Vorschlag ein. Sie saßen bis in die Nacht in der kleinen Stube Lisel Liblichleins. Unterhielten sich über Seele, Buckel, Liebe. —

Schriftsteller Schulz war von diesem Tage an verschollen. Zuletzt hatte ihn ein Bekannter an dem Abend vor dem Schaufenster eines Schuhwarengeschäftes gesehen. Er soll jeden Stiefel einzeln trübsinnig betrachtet haben. »Heiße Helden« — eine Zeitschrift für romantische Decadence — erhielt bald danach einen Eilbrief, in dem Schulz mitteilte, daß er im Begriff sei, sich aus seelischen Gründen das Leben zu nehmen. Einige hielten diese Mitteilung für nicht mehr neue Reklame. Die meisten waren begeistert. Die Zeitungen brachten aufregende Notizen. Ein Schulz-Leichen-Suchefonds wurde gegründet. Ein Fabrikbesitzer stiftete einen gediegenen Sarkophag.

Man durchforschte Wälder und Wiesen. Stocherte mit langen Stangen in allen Seen. Man fand keine Spur von Schulz. Wollte das Suchen schon aufgeben, als man ihn ganz entstellt in einem mittelmäßigen Hotel eines entlegenen Vorortes entdeckte. Er hatte sich an einem windigen Teich eine schwere Influenza zugezogen, die ihn wochenlang an ein Bett fesselte. Man traf ihn auf der knarrenden Hoteltreppe, wie er, in viele Decken und Tücher gehüllt, noch einmal seine Selbstmordabsichten versuchsweise verwirklichen wollte. Unschwer brachte man ihn davon ab, führte ihn triumphierend in die Stadt zurück. Der Sarkophag wurde versetzt. Aus dem Erlös und von dem Rest des Schulz-Leichen-Suchefonds wurde ein Bohemefest veranstaltet — — —

Gottschalk Schulz selbst thronte als Faust weltschmerzlich in einem Winkel. Der begabte Doktor Berthold Bryller erschien als: Einer der Literaten, die fett werden. Lutz Laus verhielt sich in päpstlichem Ornat. Der Gymnasiast Spinoza Spaß – der Klößchenclown – hatte ein Siegfriedkostüm um den Leib gehängt, sich einen Goethekopf frisiert. Der Lyriker Müller lag bald als grüne betrunkene Leiche. Kuno Kohn, der sich mit Schulz formell wieder ausgesöhnt hatte, kam, wie er war. Mit ihm auch Lisel Liblichlein, sie trug ein ländliches Kleid. Die anderen liefen als Chinesen, Schimpansen, Götter, Nachtwächter, Leute von Welt quietschend und quer durcheinander. Das ganze Klößchen war vorhanden.

Lisel Liblichlein tanzte in dieser bunten, kreischenden Nacht nur mit dem buckligen Dichter. Manche sahen dem seltsamen Paar zu, aber es ließ sich nicht lachen. Der Buckel Kohns stieß hart und rücksichtslos wie eine Tischkante gegen die weichen anderen. Es schien, als wäre ihm eine Lust, immer wieder den Buckel in einen Tanzenden zu stechen. Niemals versäumte er, mit Fistelstimme, unverschämt höflich, »pardon« zu sagen, wenn ein verrücktes Weib hochschrie oder einer aus Seligkeit: »verflucht . . .« knurrte. Lisel Liblichlein hielt den Dichter mit der einen Hand unten an dem Buckel wie an einem Henkel, mit der anderen Hand preßte sie den eckigen Kopf Kohns sanft in ihre Brust. So tanzten sie durch viele besessene Stunden.

Kohns Buckel wurde immer schmerzhafter für die anderen Tänzer. Man wagte Empörung zu äußern. Die Festleitung teilte dem Kohn mit, daß er ersucht werde, das Tanzen einzustellen. Mit einem derartigen Buckel dürfe man nicht tanzen. Kohn widersprach nicht. Lisel Liblichlein sah, daß sein Gesicht grau wurde.

Sie führte ihn in eine versteckte Nische. Da sagte sie: »Von nun an sage ich ‚du' zu dir.« Kuno Kohn antwortete nicht, aber er empfing ihre mitleidende Seele wie ein Geschenk in seine wasserblauen Troubadouraugen. Sie sagte zitternd, daß sie ihn mit einem Mal so lieb habe, sei ihr unverständlich . . . Sie wolle seine arme Hand niemals mehr loslassen . . . Sie habe nicht gewußt, daß man so maßlos glücklich sein könne . . . Kuno Kohn lud sie ein, ihn an dem nächsten Abend zu besuchen. Sie sagte gern zu.

Kuno Kohn und Lisel Liblichlein waren wohl die ersten, die das taumelnde Fest verließen. Sie gingen flüsternd in den himmelhellen, von Mondlicht leuchtenden Straßen. Der verliebte Dichter warf abenteuerliche Schatten mit riesigen Höckern auf das Pflaster.

Bei dem Abschied senkte Lisel Liblichlein den Kopf zu Kohn nieder. Sie küßte mehrmals seinen Mund. So trennten sich Kuno Kohn und Lisel Liblichlein . . . Er sagte, er freue sich, daß sie ihn an dem nächsten Abend besuchen werde. Sie sagte ganz leise: »Ich . . . ach . . . auch . . .«

Die Häuser standen wohlgeordnet wie Bücher in Regalen auf den gepflegten

Straßen. Der Mond hatte hellblauen Staub auf sie geschüttet. Wenige Fenster waren wach, die funkelten friedlich wie einsame Menschenaugen, hatten immer denselben goldfarbenen Blick. Kuno Kohn ging nachdenklich heim. Der Körper war gefährlich nach vorn geneigt. Die Hände lagen fest auf dem Ende des Rückens. Der Kopf war weit heruntergefallen. Zu oberst ragte der Buckel, ein abenteuerlicher spitzer Stein. Kuno Kohn war in dieser Stunde kein Mensch mehr, er hatte seine eigene Form.

Er dachte: »Ich will vermeiden, glücklich zu werden. Das bedeutete: Die Sehnsucht über alle Erfüllung hinaus, die mein köstlichster Inhalt ist, aufgeben. Den heiligen Buckel, mit dem ein freundliches Geschick mich geweiht hat, durch den ich das Dasein viel, viel tiefer, unseliger, herrlicher gespürt habe, als die Menschen es spüren, zu einer lästigen Äußerlichkeit degradieren. — Ich will aus Lisel Liblichlein ihr höheres Wesen herausbilden. Ich will sie heillos unglücklich machen...«

Während der Dichter Kohn dies dachte, erstach sich der Dichter Schulz endgültig mit einem Salatmesser. Er hatte Kuno Kohn und Lisel Liblichlein bei ihrer vertrauten Unterhaltung in der Nische beobachtet. Hatte gesehen, wie sie zusammen weggingen. Er bemühte sich, seinen Jammer zu besaufen und zu befressen, es half nicht. Nachdem er einige Stunden gegessen und getrunken hatte, war er geisteskrank. Er sang: »Der Tod ist eine ernsthafte Angelegenheit... Der Tod läßt nicht mit sich spaßen ... Der Tod ist ein dringendes Bedürfnis...« Dann pikte er sich zaghaft und zögernd das erste beste Messer in die linke Brust. Blut und blutige Salatreste spritzten umher. Diesmal war der Selbstmordversuch von Erfolg gekrönt.

IV

Lisel Liblichlein erschien an dem nächsten Abend früher als verabredet war. Kuno Kohn öffnete die Tür, Blumen in der Hand haltend. Er freute sich sichtbar, er sagte, er habe kaum gehofft, daß sie kommen werde. Sie legte die Arme um seinen knochigen Körper, preßte ihn an ihren Leib mit saugendem Druck, sagte: »Du buckelliebes Dummchen ... ich hab dich doch gern —«

Einige einfache Abendgerichte wurden gegessen. Sie streichelte ihn, wenn ihr etwas gut schmeckte. Sie sagte, sie wolle bis nach Mitternacht bei ihm bleiben. Dann könnte sie mit ihm den Beginn ihres achtzehnten Geburtstages feiern...

Aus einer Kirchenuhr kam der neue Tag. Die ersten lauten Atemzüge drangen wie gestöhnte Gebete in das verhangene Kohnsche Zimmer. Da war Lisel Liblichleins junger Seelenkörper ein Tempel geworden, sie hatte sich dem buckligen Priester mit rührender Selbstverständlichkeit unter Schmerzen geopfert. Hatte gesagt: »Bist du jetzt froh —« Lag aufgelöst in Traum und Ergriffenheit. Die dünne Haut der Lider hüllte sie ein.

Plötzlich rannte ein Entsetzen über den Körper. Hatte sie den Schrecken in dem

Gesicht wie Krallen. Waren aufgerissene schreiende Augen über dem Buckligen. Sagte Lisel Liblichlein tonlos: »Dies — war — das Glück — — —« Kuno Kohn weinte.

Sie sagte: »Kuno, Kuno, Kuno, Kuno, Kuno, Kuno . . . Was fange ich mit dem übrigen Leben an?« Kuno Kohn seufzte. Er sah ernst und gütig in ihre elenden Augen. Er sagte: »Armes Lisel! Das Gefühl der vollkommenen Hilflosigkeit, das dich überfallen hat, habe ich häufig. Der einzige Trost ist: traurig sein. Wenn die Traurigkeit in Verzweiflung ausartet, soll man grotesk werden. Man soll spaßes-halber weiterleben. Soll versuchen, in der Erkenntnis, daß das Dasein aus lauter brutalen hundsgemeinen Scherzen besteht, Erhebung zu finden.« — Er wischte Schweiß von Buckel und Stirn.

Lisel Liblichlein sagte: »Warum du eine lange Rede hältst, weiß ich nicht. Was du gesagt hast, verstehe ich nicht. Daß du mir das Glück genommen hast, war lieblos, Kohn.« — Die Worte fielen wie Papier.

Sie sagte, sie wolle gehen. Er möge sich ankleiden. Der nackte Buckel sei ihr peinlich . . .

Kuno Kohn und Lisel Liblichlein sprachen kein Wort mehr, bis sie sich vor der Tür des Hauses, in dem das Pensionat war, für immer trennten. Er sah in ihr Gesicht, hielt ihre Hand, sagte: »Lebe wohl —« Sie sagte leise: »Lebe wohl —« Kohn duckte sich in seinen Buckel. Lief niedergebrochen davon. Tränen verschmierten das Gesicht. Er fühlte die nachschauenden betrübten Blicke auf seinem Rücken. Da rannte er um die nächste Häuserecke. Er blieb stehen, trocknete die Augen mit einem Tuch, eilte weinend weiter.

Wie Krankheit kroch schleimiger Nebel in der erblindenden Stadt. Laternen waren düstere Sumpfblumen, die auf schwärzlich glimmenden Stielen flackerten. Dinge und Wesen hatten nur fröstelnden Schatten und verwischte Bewegung. Wie ein Ungetüm torkelte ein Nachtomnibus an Kohn vorüber. Der Dichter rief: »Jetzt ist man wieder ganz einsam.« — Da begegnete ihm eine große Bucklige mit langen Spinnenbeinen in gespenstig durchscheinendem Rock. Der Oberkörper glich einer Kugel, die auf einem hohen Tischchen liegt. Sie sah ihn mitleidig lockend an, mit verliebtem Lächeln, das durch den Nebel zu einer tollen Grimasse gezerrt wurde. Kohn war sogleich in dem Grau verschwunden. Sie ächzte, dann trug sie sich weiter.

Lahmer Tag hinkte heran. Zertrümmerte mit eiserner Krücke die Reste der Nacht. Das halb ausgelöschte Café Klößchen lag in dem lautlosen Morgen, eine glänzende Scherbe. In einem Hintergrund saß der letzte Gast. Kuno Kohn hatte den Kopf in den bebenden Buckel gesenkt. Die dürren Finger einer Hand bedeckten Stirn und Gesicht. Der ganze Körper schrie lautlos.

Der Sturm

Im Windbrand steht die Welt. Die Städte knistern.
Halloh, der Sturm, der große Sturm ist da.
Ein kleines Mädchen fliegt von den Geschwistern.
Ein junges Auto flieht nach Ithaka.

Ein Weg hat seine Richtung ganz verloren.
Die Sterne sind dem Himmel ausgekratzt.
Ein Irrenhäusler wird zu früh geboren.
In San Franzisko ist der Mond geplatzt.

Die Zeichen

Die Stunde rückt vor.
Der Maulwurf zieht um.
Der Mond tritt wütend hervor.
Das Meer stürzt um.

Das Kind wird Greis.
Die Tiere beten und flehen.
Den Bäumen ist der Boden unter den Füßen zu heiß.
Der Verstand bleibt stehen.

Die Straße stirbt ab.
Die stinkende Sonne sticht.
Die Luft wird knapp.
Das Herz zerbricht.

Der Hund hält erschrocken den Mund.
Der Himmel liegt auf der falschen Seite.
Den Sternen wird das Treiben zu bunt.
Die Droschken suchen das Weite.

Sommerabend

Faltenlos sind alle Dinge,
Wie vergessen, leicht und matt.
Heilighoch spült grüner Himmel
Stille Wasser an die Stadt.

Fensterschuster leuchten gläsern.
Bäckerläden warten leer.
Straßenmenschen schreiten staunend
Hinter einem Wunder her.

. . . rennt ein kupferroter Kobold
Dächerwärts hinauf, hinab.
Kleine Mädchen fallen schluchzend
Von Laternenstöcken ab.

Der Entleibte

Weiß lieg ich
Auf einem Rest von einem Rummelplatz
Zwischen zackigen Bauten —
Brennende Blume . . leuchtender See . .

Zehen und Hände
Streben ins Leere.
Sehnsucht zerreißt den weinenden Körper.
Über mich gleitet der kleine Mond.

Augen greifen
Weich in tiefe Welt,
Hüten versunken
Wandernde Sterne.

ERNST WILHELM LOTZ

Ein Großer schreibt

Du bist nichts als ein Bürger dieser Tage,
Dein Name ist Gemurmel aus dem Fluß der Menge. —
Ich taufe dich. Ich — hörst du? — zeichne deinen Namen
Mit harten Zügen auf ein loses Blatt Papier,
Auf einen Fetzen, einen Zeitungsrand:
Und, da ich so dein Wesensmerkmal setze,
Du, meiner Neigung Ziel!
Bist du geadelt für den Rest des Weltbestehens,
Bist du durchatmet von der Glut der Großen,
Bist Atem, Dröhnen, Tempel und der Geister Wallfahrtsort.

Abendmärchen

Ein fremder Vogel flog durch die Luft.
Er kam von den Schultern der Sonne geflogen,
Die fiebernd fuhr zur Totengruft,
Gebaut aus Ozeans goldenen Wogen.

Der Vogel sang alte Märchen und Lieder,
Die sagten von Abend und Schwanengesang,
Und tropften als rote Blumen nieder
Auf die Weiden am Weg und den Waldrand entlang.

Ich küßte dich

Meine Lippen sind bunt geschwollen.
Ich küßte dich zu sehr, zu lang.
Mein buntes Herz ist in meine Lippen hinaufgequollen.
Hörst du? Es atmet und zuckt. Es stimmt einen süßen Gesang.

Es singt ein wehendes Lied auf deinen Mund.
Nur dein Lippenherz kann begreifen sein Tönen,
So singend, so bunt.
Langsam müssen wir unser Staunen daran gewöhnen.

Und immer — — —

Und immer gleitet neue Traumverzückung
Durch meinen Kopf, der rot im Wundern glüht.
Du warst das Staunen meiner kindlichen Entzückung,
Als du noch Wunsch warst, knabenhaft verfrüht.

Daß weiß du da bist, kommt von meinen Träumen.
Du wuchsest auf, von meinen Wünschen warm umrauscht. —
Sang nicht der Wind vor deinen Fenstern in den Bäumen,
Als du noch klein warst, nachts? — Hast du gelauscht?

Nachtgesang

Sieh, die Treppen des Gebirges
Kam die Nacht heraufgestiegen,
Und sie pflückte alle Abendrosen ab.

Sieh, die Treppen des Gebirges
Kam der Mond heraufgestiegen,
Und er pflanzte
Stille weiße Lilien ein.

Wie sie zitternd Blüten treiben
Hoch und leuchtend in die Nacht.

Hör, die Treppen meines Hauses
Sehnsucht kommt heraufgestiegen,
Und sie pflückt mir meine roten Rosen ab.

Mädchen, kämst du wie ein Vollmond
Still herauf auf meiner Treppe,
In die Brust mir
Deiner Brüste Lilien pflanzend,

Daß sie große Blumen tragen
Weiß und traumhaft in die Nacht.

Später Besuch

Da kam zur Nacht ein Lied zu mir.
War wie ein Knabe anzuschaun
Mit Haaren hell und Augen braun.
Es kam zur Nacht ein Lied zu mir.

Und setzte sich bei mir zu Tisch,
Und fragte nicht und sagte nicht,
Und war so wie ein stilles Licht,
Ganz nah bei mir an meinem Tisch.

Und einmal sprach es doch ein Wort,
Ein Wort sehr leis und wunderbar;
Ich glaube, daß es: »Ewig« war.
Ja einmal sprach das Lied ein Wort.

Dann stand es auf und ging nach Haus.
Ich sah ihm lange hinterher.
Der Platz an meinem Tisch war leer.
Mir war's, als löschten Kerzen aus.

Verzaubert

Blau auf den Hügeln
Sind Lichter entfacht.
Auf seidenen Flügeln
Segelt die Nacht.

Wir stehen allein
Und unerkannt
Im Mondenschein
Am Waldesrand.

Und sprechen nicht
Und leben kaum
Und sind ein Licht
In einem Traum.

Wintermond

Der junge Mond, blutrot und durstig irrt er
Suchend hinauf in kalte Winterluft.
Nun, starr vor Frost und unerhörter Sehnsucht,
Hält er schlaf=wachend still und äugt und schreit.
— So heulen Wölfe in der Winternacht. —
Und schreit nach seinem toten Lieb, der Sonne.

Aufjauchzend jäh vor Qual ruft dieser Schrei
Durch Wolken, Luft, Gebirg und Dämmertal
Zehnhundert dumpf vergrabne Echos wach,
Und ein Gesang voll namenloser Qual
Wälzt sich versunkner Sommerliebe nach.

In Gedanken

Am Ufer hing von Öl und Teer ein Duft.
Eratmend blieb am Rande einer stehen.
Seine Augen mußten verwunderungsgroß übers Wasser gehen:
Der Abend warf seine Farbentöpfe in die Luft.
Das Meer, in Spiegelstille zerflossen,
Und das Ufer, das turmhaft abseit stand,
Waren mit Farben übergossen
Und starrten staunend im Farbenbrand.

Sieh mir in die Augen. Kannst du verstehen,
Daß so wunderliche Leute über die Erde gehen,
Mit Augen nach Fernen gewandt,
Und mit Stirnen sehnsucht-gebräunt?

In Gedanken fasse manchmal meine Hand.
In Gedanken — leuchtend — bin ich dein Freund.

ERNST STADLER

Heimkehr

Die Letzten, die am Weg die Lust verschmäht. Entleert aus allen
Gassen der Stadt. In Not und Frost gepaart. Da die Laternen schon in schmutzigem Licht verdämmern,
Geht stumm ihr Zug zum Norden, wo aus lichtdurchsungnen Bahnhofshallen
Die Schienenstränge Welt und Schicksal in verkrümmte Winkelqueren hämmern.

Tag läßt die scharfen Morgenwinde los. Auffröstelnd raffen
Sie ihre Röcke enger. Regen fällt in Fäden. Frühe
Entblößt die Leiber von dem Trug der Nacht. Geschminkte Wangen klaffen
Nun blutbeströmt, die vorher glänzten, wie wenn Apfelblust in Frühlingsfeuern glühe.

Kein Wort. Die Masken brechen. Lust und Gier sind tot. Nun schleppen
Sie ihren Leib wie eine ekle Last in arme Schenken
Und kauern wortlos, eingelullt von dumpfiger Luft, im Kaffeedunst, der über Kellertreppen
Aufsteigt, wie Geister, die das Taglicht angefallen, auf den harten Bänken.

Die Dirne

Wie aus den Armen Gottes glitt ich in den Arm der Welt:
Noch war's das Streichen seiner Hände, das mir meine Brüste aufgeschwellt,
Und seiner Liebe Schwert, das lustvoll sehrend meinen Leib durchstieß
Und das in Wollust weilend sich im Dunkel meines Blutes niederließ,
Als schon mein Leib, den Vielen ausgeliefert, sich auf armen Polstern streckte.
Und wenn ich unter Schauern mich vergrub, war er's, dem sich mein Schoß entgegenreckte,
Und wenn mit rohem Wort die Welt mich überfiel,
Floß selige Marter und im Fernen leuchtete der Prüfung Ziel.
Und ekle Speise, die aus Graun und Schmach an mich erging,
War die geweihte Hostie, die mein Mund aus seiner Hand empfing,
Und jede Lust war tief im Blute seiner Wunden eingekühlt,
Und jedes Wehe vom Gefunkel seiner Liebe überspült,
Aus Kellern, Hafenkneipen, Dirnengassen, wo die Seele wie vom Leib verirrt dem Traum entgegenschlief,
Wuchs mailich schon die Stimme, die zu Hochzeit und zu Auferstehung rief.

Gegen Morgen

Tag will herauf. Nacht wehrt nicht mehr dem Licht.
(O Morgenwinde, die den Geist in ungestüme Meere treiben!)
Klang da mein Herz? O Schicksalsreif, der klirrend über mir in Stücke bricht,
Ließ dich dein Zauber plötzlich los so wie das Dunkel die verhangnen Scheiben?

Schon brechen Vorstadtbahnen fauchend in den Garten
Der Frühe. Bald sind Straßen, Brücken wieder von Gewühl und Lärm versperrt —
O jetzt ins Stille flüchten. Eng im Zug der Weiber, der sich übern Treppengang zur Messe zerrt,
In Kirchenwinkel knien. O alles von sich tun und nur in Demut auf das Wunder der Verheißung warten.

O Nacht der Kathedralen! Inbrunst eingelernter Kinderworte!
Gestammel unverstandner Litanein, indes die Seelen in die Sanftmut alter Heiligenbilder schauen . .
O Engelsgruß der Gnade . . ungekannt im Chor der Gläubigen stehn und harren, daß die Pforte
Aufspringe und ein Schein uns kröne königlicher als der Sternenreif ums Haar von unserer lieben Frauen.

Winteranfang

Die Alleen sind schon entlaubt. Nebel fließen. Wenn die Sonne einmal durch den Panzer grauer Wolken sticht,
Spiegeln ihr die tausend Pfützen ein gebleichtes, runzliges Gesicht.
Alle Geräusche sind schärfer. Den ganzen Tag über hört man in den Fabriken die Maschinen gehn —
So tönt durch die Ebenen der langen Stunden mein Herz und mag nicht stille stehn
Und treibt die Gedanken wie surrende Räder hin und her
Und ist wie eine Mühle mit windgedrehten Flügeln, aber ihre Kammern sind lange leer:
Sie redet irre Worte in den Abend und schlägt das Kreuz. Schon schlafen die Winde ein. Bald wird es schnein,
Dann fällt wie Sternenregen weißer Friede aus den Wolken und wickelt alles ein.

Fluß im Abend

Der Abend läuft den lauen Fluß hinunter.
Gewittersonne übersprengt die Ufersenkung bunter.
Es hat geregnet. Alle Blätter dampfen grüne Feuchte.
Die Weidenwildnis streckt mit grünen Tümpeln sich ins witternde Geleuchte.
Weiße Nebel überm Fluß sich hoch ins Abendglänzen schwingen,
Unterm seichten Fließen dumpf und schrill die mitgezognen Kiesel klingen.
Die Pappelreihen flammen durchs Gewölk, turmgroße Kerzen dick mit honig-
gelbem Schein beträuft —
Es ist, als ob mein tiefstes Glück durch grüne Ufer in den brennenden Gewitter-
abend läuft.

Entrückung

In Schmerzen heilig allem Leid Gefeite —
Da immer schwächer die hellen Stimmen hallten
Des Tages, stumm dein Schicksal dich und hart den Scharen weihte
Der Hungernden, die über öde Fluren wunde Sehnsuchtsfinger falten —

Ist nun dein Leben Zwiesprach mit verwunschnen Dingen,
Sturm, Geist und Dunkel deiner Seele nahe und geliebt?
Ich fühle deinen Leib den Händen, die ihn klammern, sich entringen
In Länder, deren Erde dürr wie Zunder meinem Tritt entstiebt.

Nun denkt mir's durch die brennenden versehnten
Traumaugen deiner Frohsinnsstunden, die wie kaum erst flügge Vögel nur
Durstige Flügel schlagend überm schwanken Bord des Lebens lehnten —
Und mich beströmt wie Herzblut deiner Marter alle Qual der Kreatur.

Betörung

Nun bist du, Seele, wieder deinem Traum
Und deiner Sehnsucht selig hingegeben.
In holdem Feuer glühend fühlst du kaum,
Daß Schatten alle Bilder sind, die um dich leben.

Denn nächtelang war deine Kammer leer.
Nun grüßen dich wie über Nacht die Zeichen
Des jungen Frühlings durch die Fenster her
Die neuen Schauer, die durch deine Flügel streichen.

Und weißt doch: Niemals wird Erfüllung sein
Den Schwachen, die ihr Blut dem Traum verpfänden,
Und höhnend schlägt das Schicksal Krug und Wein
Den ewig Dürstenden aus hochgehobnen Händen.

Botschaft

Du sollst wieder fühlen, daß alle stark und jungen Kräfte dich umschweifen,
Daß nichts stille steht, daß Gold des Himmels um dich kreist und Sterne dich umwehn,
Daß Sonne und Abend niederfällt und Winde über blaue Meeressteppen gehn,
Du sollst durch Sturz und Bruch der Wolken wilder in die hellgestürmten Himmel greifen.

Meintest du, die sanften Hafenlichter könnten deine Segel halten,
Die sich blähen wie junge Brüste, ungebärdig drängend unter dünner Linnen Hut?
Horch, im Dunkel, geisterhafte Liebesstimme, strömt und lallt dein Blut —
Und du wolltest deine Hände müde zur Ergebung falten?

Fühle: Licht und Regen deines Traumes sind zergangen,
Welt ist aufgerissen, Abgrund zieht und Himmelsbläue loht,
Sturm ist los und weht dein Herz in schmelzendes Umfangen,
Bis es grenzenlos zusammensinkt im Schrei von Lust und Glück und Tod.

Leoncita

Du warst nackte Eva im Paradies, blank, windumspielt und ohne Scham.
Du wuchsest mit den Früchten und Tieren. Der Morgen nahm
Dich aus dem Arm der Nacht, und Abend bettete dich weich
Zur mütterlichen Erde. Du warst wild und schön. Du warst den Tieren gleich.
Warst Rauschen grüner Wipfel. Warst Krume des Bodens, der dich trug.
Dein Schicksal klopfte mit dem Blut, das leicht und stark durch deine Adern schlug.

Aber dann kamen sie mit Netzen und Zangen
Und haben dich eingefangen.
Und wollten von ihren schlechten Säften
In dich verspritzen, dein Raubtierblut zu entkräften.
Du hast sie abgeschüttelt. Aber eine große Traurigkeit
Kam über dich und schwamm in deinen Blicken, die die Herrlichkeit
Noch hielten jener schweigend jungen Schöpfungslust. Du trugst
Die Ketten, die sie dir geschmiedet, schlugst
Sie nicht zu Boden, da sie dich in ihre Zellen schlossen. Spiest ihnen nicht,
Da sie den Schacherpreis betasteten, ins schmatzende Gesicht.
Du kauertest vor deinem Weh und horchtest auf der Sterne Lauf . .
Aber immer noch stürzt dein Blut, wie heftige Strömung, ab und auf,
Und deine Augen, wie zwei ruhelose Tiere, schweifen
In die Welt hinaus und greifen
Ins Gewühl, als wollten sie das Schicksal packen,
Und dein schwarzes Haar schlägt herrisch dir im Nacken,
Eine windentrollte Fahne, die zum Sturme weht —
Auf! Reiße dich empor! Die Barrikade steht!
Der Himmel ist von tausend Freiheitsfackeln aufgehellt —
Brich aus, Raubtier,
Stürme an ihren erstarrten Reihen,
Aufgerissnen Mäulern, schreckerstickten Schreien
Vorbei
In deine Welt!
Brich aus, Raubtier!
Brich aus!

Linda

Du griffst nach Glück. Es schmolz wie Flocken Schnees, die du in aufgehobnen
Händen eingefangen.
Frost fiel auf dich. Du hast Decken über dein rot strömendes Herz gehangen.
Traumstarre kam und füllte alle Mulden deiner Seele wie Gewässer aus ent-
sperrten Wehren —
Nun fühlst du Wüsten um dich wachsen, die dein wehes Blut verzehren.
Nun siehst du dich mit nachtgebundnen Augen, wie im Schlaf, durch tote
Gassen schreiten
Und Schicksal, spukhaft nah und unerreichbar, dir vorübergleiten.
Wach auf! Gespenster suchen dich! Sieh: über dir wölbst sich südlicher Mittags-
himmel, buntgefleckt, goldtief und klar!
Sieh: der Meerwind deiner Kindheit weht immer noch über dein aufgelockertes
schwarzes Haar!
Sieh: deine schlafbetäubten Augen sind ganz getränkt und vollgesogen
Mit Glück der Welt, das sie in frühen Klostertagen dürstend auf sich hergezogen.
Und jeder Hauch, der dein erwachend Blut dereinst bewegt,
Ward nun zum festen Pulsschlag, der dein Wesen nährt und trägt.
Tanz bäumt sich in deinen Gliedern und wartet, aufgereckt,
Daß deines Herzens Cymbelschlagen seine Lust erweckt.
Deines Lebens Stimme steigt, morgendlich überschwellend wie Lerchenschlag,
Über das Frühlingsland, das lauter und jung erglänzt wie am ersten Tag.
Vor deiner Schwelle wartet alles Wunder und will zu dir herein —
Schüttle die Nacht von dir! Sei du! Und du wirst stark und selig sein.

La Querida

Deine Umarmungen sind wie Sturm, der uns über Weltenabgründe schwenkt,
Deine Umarmungen sind wie wildduftender Regen, der das Blut mit Traum und Irrsein tränkt.
Aber dann ist Tag. Nachtschwere Augen brechen auf, herwankend aus goldner Vernichtung und Tod,
Durch Ströme dunklen Bluts rausch ich zurück wie Ebbe, fühle schneidend eine Not,
Höre deines Herzens Schlag an meinem Herzen klopfen und weiß doch: du bist ganz fern und weit.
Fühle: überm Feuer dieser Lust, die wir entfacht, weht eine Traurigkeit,
Näher an dir! Gewölk, das meinem stillern Tagverlangen dein Gesicht entzieht,
Fremdes, darein du flüchtest, drin sich deine Inbrunst, ferne Liebeslitaneien betend, niederkniet,
Herzblut, das tropft, verschollene Worte, streichen über heiße Stirn, Finger gefaltet, Blicke zärtlich tauend, die ich nie gekannt —
Grenzenloses streckt sich wie ein undurchdringlich tiefes, dämmerunggefülltes Land,
Gärten, zugewachsen, die ins Frühlicht eingeblüht bei deiner Seele stehn —
Ich weiß: du müßtest über hundert Brücken, weite zugesperrte Straßen gehn,
Rückwärts, in dein Mädchenland zurück,
Müßtest deine Hand mir geben und das lange Stück
Mit mir durchwandern, bis Erinnerung, Lust und Wehe dir entschwänden,
Und wir in morgendlich begrünten Furchen vor dem Tal des neuen Aufgangs ständen . . .
Aber du blickst zurück. Schrickst auf und schauerst. Lächelst. Und deine Lippen sinken,
Geflügel wilder Schwäne, über meinen Mund, als wollten sie sich um Erwachen und Besinnung trinken.

Trübe Stunde

Im sinkenden Abend, wenn die Fischer in den Meerhäfen ihre Kähne rüsten,
In der austreibenden Flut, die braunen Masten zitternd vor dem Wind —
O meine Seele, hängst du heimlich dich ins Segel, gierig nach entlegnen Küsten,
Dahin die scheuen Wunder deiner Nächte dir entglitten sind?

Oder bist du wehrlos deiner Sterne Zwang verfallen,
Daß dich ein irrer Wille nur ins Ferne, Uferlose drängt —
Auf wilden Wassern schweifend, wenn die Stürme sich in deines Schiffes Rippen krallen,
Und Nacht und Wolke endlos graues Meer und grauen Himmel mengt?

Und wütest du im Dunkel gegen dein Geliebtes und erwachst mit strömend tiefen Wunden,
Das Auge matt, dein Blut verbrannt und deiner Sehnsucht Schwingen schlaff und leer,
Und siehst, mit stierem Blick, und unbewegt an deines Schicksals Mast gebunden,
Den Morgen kalt und glanzlos schauern über ödem Meer?

GEORG TRAKL

Offenbarung und Untergang

Seltsam sind die nächtigen Pfade des Menschen. Da ich nachtwandelnd an steinernen Zimmern hinging und es brannte in jedem ein stilles Lämpchen, ein kupferner Leuchter, und da ich frierend aufs Lager hinsank, stand zu Häupten wieder der schwarze Schatten der Fremdlingin und schweigend verbarg ich das Antlitz in den langsamen Händen. Auch war am Fenster blau die Hyazinthe aufgeblüht und es trat auf die purpurne Lippe des Odmenden das alte Gebet, sanken von den Lidern kristallne Tränen geweint um die bittere Welt. In dieser Stunde war ich im Tod meines Vaters der weiße Sohn. In blauen Schauern kam vom Hügel der Nachtwind, die dunkle Klage der Mutter, hinsterbend wieder, und ich sah die schwarze Hölle in meinem Herzen; Minute schimmernder Stille. Leise trat aus kalkiger Mauer ein unsägliches Antlitz — ein sterbender Jüngling — die Schönheit eines heimkehrenden Geschlechts. Mondesweiß umfing die Kühle des Steins die wachende Schläfe, verklangen die Schritte der Schatten auf verfallenen Stufen, ein rosiger Reigen im Gärtchen. —

Schweigend saß ich in verlassener Schänke unter verrauchtem Holzgebälk und einsam beim Wein; ein strahlender Leichnam über ein Dunkles geneigt und es lag ein totes Lamm zu meinen Füßen. Aus verwesender Bläue trat die bleiche Gestalt der Schwester und also sprach ihr blutender Mund: Stich schwarzer Dorn. Ach noch tönen von wilden Gewittern die silbernen Arme mir. Fließe Blut von den mondenen Füßen, blühend auf nächtigen Pfaden, darüber schreiend die Ratte huscht. Aufflackert ihr Sterne in meinen gewölbten Brauen; und es läutet leise das Herz in der Nacht. Einbrach ein roter Schatten mit flammendem Schwert in das Haus, floh mit schneeiger Stirne. O bitterer Tod.
Und es sprach eine dunkle Stimme aus mir: Meinem Rappen brach ich im nächtigen Wald das Genick, da aus seinen purpurnen Augen der Wahnsinn sprang; die Schatten der Ulmen fielen auf mich, das blaue Lachen des Quells und die schwarze Kühle der Nacht, da ich ein wilder Jäger aufjagte ein schneeiges Wild; in steinerner Hölle mein Antlitz erstarb.
Und schimmernd fiel ein Tropfen Blutes in des Einsamen Wein; und da ich davon trank, schmeckte er bitterer als Mohn; und eine schwärzliche Wolke umhüllte mein Haupt, die kristallenen Tränen verdammter Engel; und leise rann aus silberner Wunde der Schwester das Blut und fiel ein feuriger Regen auf mich. —

Am Saum des Waldes will ich ein Schweigendes gehn, dem aus sprachlosen Händen die härene Sonne sank; ein Fremdling am Abendhügel, der weinend aufhebt die Lider über die steinerne Stadt; ein Wild, das stille steht im Frieden des

alten Hollunders; o ruhlos lauscht das dämmernde Haupt, oder es folgen die zögernden Schritte der blauen Wolke am Hügel, ernsten Gestirnen auch. Zur Seite geleitet stille die grüne Saat, begleitet auf moosigen Waldespfaden scheu das Reh. Es haben die Hütten der Dörfler sich stumm verschlossen und es ängstigt in schwarzer Windesstille die blaue Klage des Wildbachs.
Aber da ich den Felsenpfad hinabstieg, ergriff mich der Wahnsinn und ich schrie laut in der Nacht; und da ich mit silbernen Fingern mich über die schweigenden Wasser bog, sah ich, daß mich mein Antlitz verlassen. Und die weiße Stimme sprach zu mir: Töte dich! Seufzend erhob sich eines Knaben Schatten in mir und sah mich strahlend aus kristallnen Augen an, daß ich weinend unter den Bäumen hinsank, dem gewaltigen Sternengewölbe.

Friedlose Wanderschaft durch wildes Gestein ferne den Abendweilern, heimkehrenden Herden; ferne weidet die sinkende Sonne auf kristallner Wiese und es erschüttert ihr wilder Gesang, der einsame Schrei des Vogels, ersterbend in blauer Ruh. Aber leise kommst du in der Nacht, da ich wachend am Hügel lag, oder rasend im Frühlingsgewitter; und schwärzer immer umwölkt die Schwermut das abgeschiedene Haupt, erschrecken schaurige Blitze die nächtige Seele, zerreißen deine Hände die atemlose Brust mir.

Da ich in den dämmernden Garten ging, und es war die schwarze Gestalt des Bösen von mir gewichen, umfing mich die hyazinthene Stille der Nacht; und ich fuhr auf gebogenem Kahn über den ruhenden Weiher und süßer Frieden rührte die versteinerte Stirne mir. Sprachlos lag ich unter den alten Weiden und es war der blaue Himmel hoch über mir und voll von Sternen; und da ich anschauend hinstarb, starben Angst und der Schmerzen tiefster in mir; und es hob sich der blaue Schatten des Knaben strahlend im Dunkel, sanfter Gesang; hob sich auf mondenen Flügeln über die grünenden Wipfel, kristallene Klippen das weiße Antlitz der Schwester.

Mit silbernen Sohlen stieg ich die dornigen Stufen hinab und ich trat ins kalkgetünchte Gemach. Stille brannte ein Leuchter darin und ich verbarg in purpurnen Linnen schweigend das Haupt; und es warf die Erde einen kindlichen Leichnam aus, ein mondenes Gebilde, das langsam aus meinem Schatten trat, mit zerbrochenen Armen steinerne Stürze hinabsank, flockiger Schnee.

Die Schwermut

Gewaltig bist du dunkler Mond
Im Innern, aus Herbstgewölk
Geformte Gestalt,
Goldner Abendstille;
Ein grünlich dämmernder Bergstrom
In zerbrochner Föhren
Schattenbezirk;
Ein Dorf,
Das fromm in braunen Bildern abstirbt.

Da springen die schwarzen Pferde
Auf nebliger Weide.
Ihr Soldaten!
Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt,
Stürzt das lachende Blut —
Unter Eichen
Sprachlos! O grollende Schwermut
Des Heers; ein strahlender Helm
Sank klirrend von purpurner Stirne.

Herbstesnacht so kühle kommt,
Erglänzt mit Sternen
Über zerbrochenem Männergebein
Die stille Mönchin.

Die Heimkehr

Die Kühle dunkler Jahre,
Schmerz und Hoffnung
Bewahrt zyklopisch Gestein,
Menschenleeres Gebirge,
Des Herbstes goldner Odem,
Abendwolke —
Reinheit!

Anschaut aus blauen Augen
Kristallne Kindheit;
Unter dunklen Fichten
Liebe, Hoffnung,
Daß von feurigen Lidern
Tau ins starre Gras tropft —
Unaufhaltsam!

O! Dort der goldene Steg
Zerbrechend im Schnee
Des Abgrunds!
Blaue Kühle
Odmet das nächtige Tal,
Glaube, Hoffnung!
Gegrüßt du einsamer Friedhof!

Klage

Jüngling aus kristallnem Munde
Sank dein goldner Blick ins Tal;
Waldes Woge rot und fahl
In der schwarzen Abendstunde.
Abend schlägt so tiefe Wunde!

Angst! des Todes Traumbeschwerde,
Abgestorben Grab und gar
Schaut aus Baum und Wild das Jahr;
Kahles Feld und Ackererde.
Ruft der Hirt die bange Herde.

Schwester, deine blauen Brauen
Winken leise in der Nacht.
Orgel seufzt und Hölle lacht
Und es faßt das Herz ein Grauen;
Möchte Stern und Engel schauen.

Mutter muß ums Kindlein zagen;
Rot ertönt im Schacht das Erz,
Wollust, Tränen, steinern Schmerz,
Der Titanen dunkle Sagen.
Schwermut! einsam Adler klagen.

Nachtergebung

Mönchin! schließ mich in dein Dunkel,
Ihr Gebirge kühl und blau!
Niederblutet dunkler Tau;
Kreuz ragt steil im Sterngefunkel.

Purpurn brachen Mund und Lüge
In verfallner Kammer kühl;
Scheint noch Lachen, golden Spiel,
Einer Glocke letzte Züge.

Mondeswolke! Schwärzlich fallen
Wilde Früchte nachts vom Baum.
Und zum Grabe wird der Raum
Und zum Traum dies Erdenwallen.

Klage

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachtlang dieses Haupt:
Des Menschen goldnes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib.
Und es klagt die dunkle Stimme
Über dem Meer.
Schwester stürmischer Schwermut
Sieh, ein ängstlicher Kahn versinkt
Unter Sternen,
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

Im Osten

Den wilden Orgeln des Wintersturms
Gleicht des Volkes finstrer Zorn,
Die purpurne Woge der Schlacht,
Entlaubter Sterne.

Mit zerbrochnen Brauen, silbernen Armen
Winkt sterbenden Soldaten die Nacht.
Im Schatten der herbstlichen Esche
Seufzen die Geister der Erschlagenen.

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihre zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergossene Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.

Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz
Die ungebornen Enkel.

Nachbemerkung

Wurde es in Verbindung mit der »Dichtung« unternommen, Werke von Dichtern, deren Auswirkung dieses beziehungslose Geschehen irgendwann abbrach, zu einer Art von Ganzem zusammen=zu=stellen, war die Lösung der Aufgabe eindeutig bestimmt:

Nicht nur waren, selbstverständlich, die anzuerkennenden Einzelleistungen aller liebenswürdigen Talente zu übersehen, denen der Tod, im Krieg, erst Namen verlieh. Auch wo mit sehr ernsthaftem Anspruch große Kunst auftrat, die im echten Bezirk unanfechtbare Werke entwickelt, am Ende aber die Möglichkeiten aus dem Auge verloren hatte und unglücklichen Experimenten, ohne Ausblick auf Weitung bisher gültiger Grenzen, verfiel; — wo ein bedeutender und mit Hoffnung auf Schönstes erfüllender Beginn vom alles fordernden Willen eines reinen, durch keine Literatur beengten Mensch=seins zum Fragment verdammt wurde; — wo endlich die vorbehaltlos=freudige Bejahung eines ersten Werks, das wirklich neuen Weg sichtbar machte, sich mit der peinlichen, aber allerdings ganz und gar unumgänglichen Frage nach der Identität der künstlerischen und der (nicht: bürgerlich=, aber: menschlich=) privaten Person auf kühlste Bewunderung eines bedeutenden Talents zurückziehen mußte, dessen notwendiger Verfall sich unmißverständlich in weiteren Leistungen bestätigte, die übrigens Kunst zu religiösen, ärger: kultischen Zwecken zu mißbrauchen wagten —: auch hier konnte nicht daran gedacht werden, sich der einzelnen bedeutenden Leistungen zum Beleg einer künstlerischen Gesinnung zu bedienen, die nicht die ihre war, — August Stramm, Wilhelm Runge und Reinhard Johannes Sorge waren nicht neben jene zu setzen, die wir glauben für eine Kunst in Anspruch nehmen zu dürfen, die — in bestehenden oder aber neu zu gewinnenden Grenzen der Form — höchsten Ausdruck und letzte Verwirklichung einer in sich nicht gebrochenen, künstlerischen Person bedeutet.

Die Wenigen — unter denen Größte sind — sollten auf ihrem Platze in heutiger deutscher Dichtung sichtbar gemacht oder bestätigt werden, deren Dasein, in Erfüllung und Hoffnung, entscheidende Werte trug, — mit deren Auslöschung der heutige Kunst=Tatbestand einschneidende Minderung erlitt. Nicht die (nun im letzten Grunde bereits unwesentliche) biographische Persönlichkeit, sondern das Werk, das mit dem verehrten Namen bezeichnet ist, einer auf ihre Grundlagen besonnenen literarischen Entwicklung im würdigen Denkmal zu überliefern, erschien als schönste Pflicht.

P

Der Inhalt des Buches

Peter Baum: Die Gedichte sind dem Bande »Schützengrabenverse« entnommen. Das hier gedruckte Prosa=Bruchstück stellt alles von dem Roman »Kyland« vollendet Vorliegende dar.

Gustav Sack: Die Gedichte sind dem Manuskript=Band »Die drei Reiter« entnommen; »Prometheus« — von dessen zweiundzwanzig Strophen hier neun gedruckt sind — ist aus der (im Ganzen verworfenen) Jugendarbeit »Erwins Tod« entstanden. Das letzte der hier gedruckten Stücke aus dem unveröffentlichten Roman »Paralyse« ist das letzte überhaupt vorliegende. Die Novelle ist früher gedruckt.

Alfred Lichtenstein: Die Gedichte sind teils unveröffentlicht, teils in Zeitschrift erschienen. Die Erzählung ist unveröffentlicht.

Ernst Wilhelm Lotz: Die Gedichte sind unveröffentlicht.

Ernst Stadler: Die Gedichte sind in Zeitschrift (»Aktion«) erschienen und stellen zu einem Teile frühere Fassungen der im Bande »Der Aufbruch« enthaltenen Arbeiten dar; sie hier zusammen den neuen Fassungen gegenüber zu betonen, erschien um ihrer organischen Einheitlichkeit willen notwendig, die in späterer Veränderung nicht vollkommen erhalten blieb. Der Nachlaß kann, nach letztwilliger Bestimmung, nicht veröffentlicht werden.

Georg Trakl: Die hier gedruckten Arbeiten — der gesamte Nachlaß — sind im »Brenner=Jahrbuch 1915« erschienen.

Franz Marc: Der Holzschnitt »Tiger«, an dieser Stelle, soll über die Erinnerung an den toten Schöpfer der nun auch vernichteten »Tierschicksale« hinaus sein vollendetes Werk vertretend, die Einheit aller heut wahrhaft lebendigen künstlerischen Gesinnung bestätigen.

Das Werk

(Die Gesamtheit der Arbeiten, in den Gattungen zeitlich geordnet.)

Beigefügte Ziffern bezeichnen die Buchausgabe. Arbeiten, die einzeln in Buchform im Handel sind, tragen keinen Vermerk. Bezeichnungen, die nicht den Titel wiedergeben, sind in Schrägschrift gesetzt.

Z = nur in Zeitung, Zeitschrift oder sonstigem Sammelwerk / v = vergriffen / N = im Nachlaß / i. V. = in Vorbereitung
B. = Berlin / L. = Leipzig / M. = München / St. = Stuttgart / Str. = Straßburg i. E. / W. = Wien

Peter Baum

Lyrik: Gott. — Und die Träume[1]
Gedichte z
Schützengrabenverse[2]

Epik: Spuk. Roman[3]
Im alten Schloß[4]
Erlösung des geistig Armen[4]
Wenn die Nacht fällt[4]
Freunde[4]
Unus ex hisce morieris[4]
Der alte Lionel[4]
Kammermusik. Ein Rokokoroman[5]
Kyland. Roman (Bruchstück)[6]

Aufzeichnung: *Skizzen* z

1: Axel Juncker / Verlag — B.-St.-L. 1902 v [— B. 1905 v
2: Verlag Der Sturm — B. 1916
3: Concordia / Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock)
4: Bruno Cassirer / Verlag — B. 1908
5: Hyperion-Verlag — B. 1914 v
6: Verlag Der Sturm — B. 1916

Gustav Sack

Lyrik: *Gedichte* z [1/G]
Gedichte N [1/G]

Epik und Aufzeichnung:

Ein verbummelter Student. Roman [2/G]
Ein Namenloser. Roman N [3/G]
Paralyse. Roman (Bruchstück) N [4/G]
Der Rubin z [5/G]
Die gerade Linie z [5/G]
Einsamkeit N [5/G]
Großmut z [5/G]
Die Flucht z [5/G]
Schummin z [5/G]
Die Dirne z [5/G]
Der Teufelszwirn z [5/G]
Das Duell z [5/G]
Capriccio: Im Winter z [5/G]
Im Regen N [5/G]
Im Gebirge: Die Fledermaus N [5/G]
Adagio N [5/G]
Die Jagd N [5/G]
Im Heu N [5/G]
Aus dem Tagebuch eines Refraktairs N [6/G]
Der Flieger z [6/G]
Lerchen z [6/G]
Eva N [6/G]
Der Stromer z [6/G]
Hinter der Front z [6/G]
Der Igelrücken z [6/G]
Der stille Gast z [6/G]
Ein Begräbnis z [6/G]

Dramatik: Der Refraktair. Schauspiel in vier Akten N [7/G]

Essayistische, kritische und beschreibende Prosa:

Zur Würdigung der Kunst (H. W. Fischer) [N [8/G]
Etwas mehr Philosophie z [8/G]
Kitsch z [8/G]
Vir doctissimus z [8/G]
Der Zynismus unserer Jüngsten z [8/G]
Moderne Mystik z [8/G]
Aus Schwabing N [8/G]
Denkende Tiere N [8/G]
„Das goldene Münchener Herz" N [8/G]
Ein Traum nach Mauthner und Karl Ernst von Baer N [8/G]
In Ketten durch Rumänien (Bruchstücke) N [G]

1: Im Bande Die drei Reiter / S. Fischer / Verlag — B. / i. V.
2: S. Fischer / Verlag — B. 1917
3: — — i. V. 1919
4: — — —
5: Im Bande Der Rubin. Zwölf Novellen / S. Fischer / Verlag — B. / i. V.
6: Im Bande Aus dem Tagebuch eines Refraktairs u. a. Nov. S. Fischer / Verlag — B. / i. V.
7: S. Fischer / Verlag — B. / i. V.
8: Im Bande Essays und Kritiken / S. Fischer / Verlag — B. / i. V.

G: In den zwei Bänden der Gesamtausgabe / S. Fischer / Verlag — B. / i. V.

Alfred Lichtenstein

Lyrik: Die Dämmerung[1/GI]
Gedichte Z [GI]
Gedichte N [GI]

Epik und Aufzeichnung: *Skizzen* Z/N [GII]
Der Selbstmord des Zöglings Müller N [GII]
Der Sieger z.T.: Z/N [GII]
Café Klößchen N [GII]
Zwei Bruchstücke aus der ersten Fassung des Café Klößchen N [GII]
Die Jungfrau N [GII]
Gespräch über Beine Z [GII]
Fragmentarisches: Ein Kapitel aus einem fragmentarischen Roman N [GII]
Notizen zum Roman N [GII]
Ideen, Bilder und Situationen N [GII]

1: Alfred Richard Meyer / Verlag – B. 1913 v
GI/II: In den zwei Bänden Gedichte und Geschichten (Gesamtausgabe) / Georg Müller / Verlag – M. / i. V. 1919

Ernst Wilhelm Lotz

Lyrik: Und schöne Raubtierflecken ...[1]
Wolkenüberflaggt. Gedichte[2]
Gedichte Z
Gedichte N

Epik und Aufzeichnung: *Skizzen* z.T.: Z/N
Allein N
Sommermüdigkeit N
Sonderbares Erwachen N
Wolfram Gast. Ein Ausschnitt N
Der junge Feldherr. Ein Bildnis N
Der Tod. Ein Sommermärchen N

1: Alfred Richard Meyer / Verlag – B. 1913 v
2: Kurt Wolff / Verlag – L. 1917

Ernst Stadler

Lyrik: *Gedichte* Z
Praeludien[1]
Der Aufbruch. Gedichte[2]

Essaystische und kritische Prosa:
Essais literarischen Inhalts Z
Kritische Aufsätze Z

Übertragung:
Das Balzac-Buch[3]
Francis Jammes / Gebete der Demut[4]
Francis Jammes / Franziskanische Gebete Z

1: Josef Singer / Verlag – Str. u. L. 1904
2: Verlag der Weißen Bücher – L. 1914
3: Josef Singer / Verlag – Str. u. L.
4: Kurt Wolff / Verlag – L. 1913

Georg Trakl

Lyrik: Gedichte[1/G]
Gedichte[2/G]
Gedichte Z [G]

Aufzeichnung:
Traum und Umnachtung[2/G]
Offenbarung und Untergang Z [G]

1: Kurt Wolff / Verlag – L. 1913
2: Im Bande Sebastian im Traum / Kurt Wolff / Verlag – L. 1915
G: Im Bande Die Dichtungen von Georg Trakl (Gesamtausgabe) / Kurt Wolff / Verlag – L. u. W. 1919

Buch der Toten

Den Toten

Walter Gramatté: Aufschrei — In der Vorzugsausgabe

Hermann Kasack: Elegie — VI
Adolf von Hatzfeld: Die letzte Nacht — VIII
Max Herrmann: Erinnerung — X
Kurt Heynicke: Hernach — XI

Franz Marc: Tiger — XIII

Peter Baum

Gedichte — 2
Kyland — 4

Gustav Sack

Gedichte — 20
Prometheus — 23
Paralyse — 26
Das Duell — 36

Alfred Lichtenstein

Gedichte des Kuno Kohn — 42
Café Klößchen — 46
Gedichte — 54

Ernst Wilhelm Lotz

Gedichte — 58

Ernst Stadler

Gedichte — 66

Georg Trakl

Offenbarung und Untergang — 76
Gedichte — 78

Nachbemerkung / Der Inhalt des Buches / Das Werk

[illegible]